

DER MARIENBOTE

Dezember 1957



Der Marienbote



Monatsschrift für die katholische Familie Mit kirchlicher Genehmigung herausgegeben von den Oblaten Patres zu Battleford. Preis: $2.00 jährlich. Adresse: The Marian Press, Box 249, Battleford, Sask., Canada.

A monthly magazine for the Catholic family. Published with ecclesiastical approval by the Oblate Fathers at The Marian Press, Box 249, Battleford, Sask., Canada. Price: $2.00 a year. Authorized as second class mail. Post Office Dept., Ottawa.

Schriftleiter — Heinrich Krawitz O.M.I. — Editor

26. Jahrgang | Dezember 1957, Battleford, Sask. | No. 3

Dies und Das

Kraft in der Schwäche Im Dezember, wenn es Advent wird, rückt das Städtchen Bethlehem wieder in den Kreis christlichen Denkens. Dort ist uns Christus geboren, der Herr. Klein war dieses Bethlehem zur Zeit der Geburt Jesu. Selbst heute zählt es kaum 9150 Einwohner. Fünf Meilen nördlich liegt das königliche Jerusalem, die Stadt handfester Politik, damals und heute. Dort wurde versucht, der Welt Bau und Lauf zu geben, dorthin wenden sich auch gegenwärtig alle Künste der Diplomatie der wirklich Mächtigen dieser Welt.

In Bethlehem, ganz im Schatten der Weltstadt Jerusalem, hat das Heilswerk des ewigen Vaters in stiller, hochheiliger Nacht seinen Anfang genommen. Im Schatten der Armut und der Schwäche Bethlehems zieht sich das Heilswerk nun durch die Jahrhunderte der Geschichte, seiner himmlischen Vollendung entgegen. „Weltkirche" nennen wir das Werk Christi, obwohl es alles andere ist als das, was man mit dem Ausdruck „Welt" zu sagen sucht — alles andere als Macht und Kraft, vor der die Völker sich beugen.

Was hat diese Weltkirche bisher erreicht und welche Energien und Hoffnungen, die Welt zu erobern, leben in ihr? Nach fast 2000 jähriger Bekehrungsarbeit konnte sie bis heute nur ein Fünftel der Menschheit an sich ziehen. Ja, drei Fünftel aller Menschen sind immer noch heidnisch. Und bezüglich der Zukunft: Nach Untersuchungen der Bevölkerungskommission der UN sind heute sieben Reiche die volksreichsten Länder, deren Namen man nur zu nennen braucht, um zu wissen, was zu erhoffen ist. Es sind das: Rotchina, Indien, die Sowjetunion, die U.S.A. (hier ist das Christentum noch frei, der Katholizismus in schöner Blüte), Japan, Pakistan und Indonesien. Die Mehrzahl der Menschheit lebt in Asien, dem Erdteil mit winzigstem Anteil der Katholiken an der Bevölkerung. Der jährliche Zuwachs Asiens an Menschen wird auf 24 Millionen abgeschätzt.

Während nach dem Jahrbuch der Vereinigten Nationen für 1956 heute 2,777 Milliarden Menschen unsere Erde bevölkern, die sich jährlich um 43 Millionen vermehren, rechnet man in fünfzig Jahren mit einer Erdbevölkerung von nahezu fünf Milliarden Menschen.

Wird das Werk, das Gott in Bethlehem begonnen, in demselben Verhältnis wachsen, so daß die Erde auch in fünfzig Jahren noch 20% katholisch sein wird? Wird das Werk Gottes in den nächsten fünfzig Jahren wachsen — oder wird es kleiner werden? Welche Aussichten hat wohl das kleine Bethlehem?

Klein lebt die Kirche in dieser Welt, klein wie das Bethlehem von damals, und immer im Schatten der Großstadt Jerusalem — der Großstadt Welt. Man spricht von der „Millionärskirche", vom

„kapitalistischen Rom". Wie es in Wirklichkeit damit aussieht, ersehen wir aus neuesten Berichten über die katholische Glaubensverbreitung in den Missionsländern. Im Jahre 1956 erreichten die unter den Katholiken gesammelten Gelder für unsere Missionen die Summe von 15 Millionen Dollar. Dieses Geld wurde dem Hauptwerk der päpstlichen Missionshilfsorganisation zur Verfügung gestellt. Was diese 15 Millionen Dollar in unserer heutigen Welt bedeuten, erklärt uns ein Bericht der „Herder Korrespondenz" (Sept.'57):

„Die französische Ausgabe der Agenzia Fides vom 8. Juni 1957 verglich diese Zahl mit Aufwendungen aller Art im außerkatholischen Leben. Einleitend wird bemerkt, daß der Leiter einer katholischen Tageszeitung zögerte, Einzelangaben über die für die Päpstlichen Werke gesammelten Millionen zu machen, um bei den Lesern keinen Anstoß zu erregen! Es folgen dann eine Reihe von Vergleichszahlen, aus denen wir einige erlesen.

„Zwei amerikanische Bomber vom Typ B 52 könnten mit den Einnahmen des Päpstlichen Werkes der Glaubensverbreitung aus dem Jahre 1956 nicht einmal bezahlt werden, während ein einziger Bomber des Typs H-B-Hustler mehr kostet, als die Gesamteinnahme aller Päpstlichen Missionswerke des Jahres 1956 betragen.

„Die Aufrechterhaltung eines kriegslosen Zustandes in der Welt bezahlt nach Foster Dulles die Menschheit mit 200 Milliarden Dollar. Für ökonomische Hilfen im Kalten Krieg gibt Rußland jährlich mehr als 200 Millionen Dollar aus. Eisenhower erhielt für den gleichen Zweck 200 Millionen Dollar zur Verwendung im nahen Orient.

„Im Kampf gegen die Malaria gibt die Weltgesundheits- Organisation jedes Jahr 50 Millionen Dollar aus. Die für drei Jahre zur Entwicklung Afghanistans zur Verfügung gestellten Gelder von je 15 Millionen Dollar, die zur Anlage von Flugplätzen bestimmt sind, machen jedesmal so viel aus wie die Summe, die das Werk der Glaubensverbreitung zur Entwicklung von 700 Gebieten (unserer katholischen Missionen) und viele andere notwendigen Beihilfen zur Verfügung hat.

„Rußland gibt für den Pavillon auf der Brüsseler Weltausstellung 50 Millionen Dollar aus. Eine einzige Bierbrauerei in den Vereinigten Staaten hat für Reklame 14 Millionen Dollar ausgegeben, die „American Tobacco Company" im letzten Jahre für denselben Zweck 28 Millionen Dollar.

„Wenn man (rein theoretisch) die 15 Millionen Jahreseinnahme des Werkes der Glaubensverbreitung auf die 700 Missionen (der katholischen Kirche) aufteilte, ergäbe dies für jede Mission 20 000 Dollar, genau die Summe, die Ibn Saud von Arabien als Trinkgeld an die Besatzung der „Constitution" zahlte, die ihn zum Staatsbesuch nach New York brachte."

Im Lichte dieser Zahlen sehen wir wohl, wie sehr die Kirche Bethlehem ist, und die Welt Jerusalem. Nach rein irdischem Rechnen könnte man fast mit Nathanael sagen (Joh. 1:46): „Was kann schon Gutes aus Nazareth kommen?" Was kann schon Großes von diesem Bethlehem erwartet werden?

„Es ist wahr: Kirchenglorie muß schon auf Erden sein", sagte der Jesuitenpater Dr. Hugo Rahner 1956 am Deutschen Katholikentag zu Köln, „und Kirchenschwäche muß ausgeduldet, geheilt, ja bekämpft werden. Aber eine solche Koexistenz, ein bloßes Nebeneinander von Stärke und Schwäche (in der Kirche) kann nicht die letzte Lösung der Frage sein, die uns die schwächliche Kirche aufgibt. Paulus wagt vielmehr das kühne Wort: „Eben dadurch, daß ich schwach bin, bin ich stark" (2. Kor. 12:10).

„Die Schwäche selbst ist eine Stärke. Das gilt von der Kirche überhaupt. Gerade weil sie schwach ist, soll sich im Lauf der Erdenzeit erweisen, daß wir uns immer nur der Stärke Gottes rühmen dürfen („Wer sich rühmen will, rühme sich im Herrn" 1. Kor. 1:25-31).

„Wer das an der Kirche nicht begreift, der hat das Wesen des Glaubens nicht begriffen, aus dem die Kirche geboren ist."

Was kann schon Großes aus diesem Bethlehem von heute kommen?

„Du aber, Bethlehem, im Lande Juda, bist keineswegs die geringste unter Judas Fürstenstädten, denn aus dir soll hervorgehen der Fürst, der Mein Volk Israel regieren wird." So sprach Gott siebenhundert Jahre vor Christi Geburt durch den Propheten Michäas. Wie diese Prophezeiung Jahrhunderte vor Jesu Kommen gegeben durde, so ist sie auch für Jahrhunderte und Jahrtausende gültig, ja, nach des Heilandes eigenen Worten bis ans Ende der Zeiten.

Was der Prophet Michäas noch gesagt: "Jetzt stehen Heidenvölker gegen dich zusammen" (4:11), erfüllt sich immer wieder in der Geschichte der Kirche. Und der nächste Satz des Gottesbuches: „Es kennen aber die Heidenvölker die Gedanken Gottes nicht, mit Seinem Planen sind sie unbekannt, daß Er auch sie sammelt wie Garben

auf der Tenne" und daß „ihr Gut dem Herrn der ganzen Erde" dienstbar ist, ganz gleich, was sie darüber womöglich hohnlachend meinen, dieser Satz soll uns nicht mit falschen Hoffnungen erfüllen. Denn auch uns sind Gottes Pläne unbekannt. Nur eines wissen wir: Es hat Gott nicht im Sinn, dem Katholikentum ein festes Jerusalem auf Erden zu erbauen, von dessen Höhen aus wir glorreich herrschen werden über ein „allumfassendes Reich der Wahrheit und des Lebens, der Heiligkeit und Gnade, der Gerechtigkeit, der Liebe und des Friedens". In Bethlehem hat der Herr Sein Werk begonnen. Das einzig wirklich Große, was Jerusalem zu diesem Werke beitrug ist — die Kreuzigung des Fleischgewordenen, die Kreuzigung aller Heiligkeit, Gerechtigkeit, aller Liebe und alles Friedens.

Es war das aber eine Kreuzigung zur Auferstehung, entflammend in uns die Liebe zu unsichtbaren Gütern. Zu Gütern, die unter uns sind in der Kraft nicht menschlichen Geistes, sonder des Heiligen Geistes, dessen Wege nicht unsere Wege sind, dessen Macht und Weisheit dort siegt, wo des Menschen Gedanken nichts anderes sehen können als sichersten Untergang.

Nun sind wir wieder im Advent. Wir beginnen uns auf das hochheilige Weihnachtsfest vorzubereiten. In ungezählten Lichtern wird es in den Straßen der noch christlichen Welt aufstrahlen, zum Schmuck der Weihnacht.

Nehmen wir nur diese Lichter hin. Ob aus reinem Geschäftssinn angezündet oder nicht, sie strahlen doch unserem Gott im Fleisch zu Ehren. Schön wäre es, mag sich mancher wohl denken, wenn alle Welt ihr Bestes gäbe dem Herrn der Weihnacht. Schön wäre es, doch: Alle Lichter der Welt können doch nicht ersetzen den Stern von Bethlehem, und alle Lichter der Welt können uns doch nicht darüber hinwegtäuschen, daß wir immer leben und leben werden im Schatten Jerusalems, im kleinen, armen Bethlehem.

Nicht das Denken und das Berechnen rettet uns: Das Glauben und das Lieben im Glauben bringt Gnade. Eines nur ist zu tun zur Zeit der heiligen, begnadenden Weihnacht: „Laßt uns hinübergehen nach Bethlehem und sehen, was da geschehen ist, was der Herr uns kundgetan hat!" (Luk. 2:15). Laßt uns eintreten in den Stall und sehen das Kind mit Maria, Seiner Mutter und niederfallen vor Ihm in demütiger, liebender Anbetung.

„Herr, wie sind ihrer viele, die uns bedrängen, viele, die feindlich sich gegen uns erheben! Und dennoch bist Du, o Herr, unser Schild, unsere Ehre. Beim Herrn ist Heil: Dein Segen kommt über dein Volk" (Ps. 2).

– Der Schriftleiter

Wir möchten noch einmal darauf zurückkommen, worauf wir bereits im vorigen Marienboten aufmerksam zu machen suchten: In jeder deutschsprechenden, katholischen Familie sollten wir den Marienboten, eine Heiligenlegende, die Goffine und ein deutsches Gebetbuch finden. Vor drei Monaten hatten wir uns anläßlich des Katholikentages zu Toronto vorgenommen, alle Mühen aufzuwenden, um den Marienboten unter unseren deutschsprechenden Familien zu verbreiten. Wer soll nun wohl durchführen, was wir uns vorgenommen hatten? Vorsätze tragen halt immer Pflichten mit sich, und diese Pflichten müssen von jenen geschultert werden,die Beschlüsse werden ließen. „Lebende Pfarrgemeinde" war das Leitwort des Deutschen Katholikentages Ontarios. Eine stumme Gemeinschaft hat schon etwas Totes an sich. Stumm ist die Gemeinde, in der kein Kanzelwort erklingt. Und stumm ist jede Gemeinde und jede Gemeinschaft, die ohne katholische Presse auskommen zu können meint. Wir deutschsprechenden Katholiken Canadas sind eine katholische Gemeinschaft, und zwar beiweiten nicht die kleinste und unbedeutendste unseres Landes. Wir sind eine Gemeinschaft in Muttersprache und Christusglauben. Als Gemeinschaft sollten wir wenigstens miteinander sprechen können und reden wollen. Wir können es, wenn wir uns unser Blatt schaffen und am Leben halten. Und wir haben auch unser eigenes Blatt: Den Marienboten. Zwar ist er arm und bescheiden, doch er ist da, und er könnte größer ausgebaut werden — falls die Leser und Freunde sich mühen, seine Leserzahl auszubauen. Immer wieder schreiben uns die verschiedensten kirchlichen und staatlichen Ämter: Der Marienbote muß um jeden Preis bleiben und ausgebaut werden! Doch wie — wem nicht aus Überzeugung und mit Glaubenseifer von Seiten unserer deutschsprechenden Katholiken geholfen wird? Machen wir uns ans Werk, werben wir neue Leser! Jeder von uns sollte sich hier verpflichtet fühlen. Bleibt treu dem Worte des Herrn, das uns kommt in der Sprache der Heimat!



Mariae Erwartung

„Wir erwarten den Heiland, unseren Herrn Jesus Christus", betet die Kirche in nächtlicher Adventsfeier. Advent ist ein Warten auf Ihn, der einstens kam, der seit der Stunde der Erlösung immer kommt, täglich kommt, und der einst kommen wird, nicht mehr in der Verhüllung des zu Bethlehem Fleischgewordenen, nicht mehr in der geheimnisvollen Verborgenheit des Sakramentes, sondern im unaussprechbaren Lichte Seiner Herrlichkeit, von deren Glanz gerichtet sein werden die Menschen und die Völker.

„Gebenedeit der da kommt im Namen des Herrn" brausen die Orgeln, jubeln die Chöre und beten die Priester zur Stunde der hochheiligen Opferfeier. Zur Stunde, da sich das Kommen des Herrn immer neu vollzieht. Immer wieder ist Er da, dessen Name Emmanuel ist, das heißt: Gott mit uns.

Vor Seiner ersten Ankunft, vor Seinem Kommen im Fleische, war alles wüst und leer in den Tälern der Menschen. Sündenwüst und gottesleer. Und es schrien die Seelen der Frommen nach Ihm. Da hörte der Prophet die Stimme des Ewigen: „Siehe, von Mittag her komme Ich, euer Herr, um euch in Frieden heimzusuchen. Ich will euch anschauen und euch Wachstum schaffen."

Und der Prophet, Isaias war sein Name, dessen Stimme wie Donner rollte und wie Blitz und Hagel schlug, wenn er der Völker Sünde gedachte, wurde plötzlich anders, wenn er von Jenem sprach. dessen Kommen er verkündigte: Der Gott, der da kommen wird, ist ein Gott der Liebe (43:1-3), der liebe Gott. Laßt erschallen die Posaunen (40:9-11), denn: ihr sündigt, Er aber segnet (43:22-28). Bekehret euch und eilt Ihm entgegen, denn Er liebt euch (44:21-23).

In Harren und Sehnen nach dem Verheißenen lebte das Volk Israel, und als die Zeit ihrer Erfüllung sich nahte, hoffte und betete unter ihnen Maria, die Jungfrau von Nazareth. Da kam die Stunde, da der Engel bei ihr eintrat: „Fürchte dich nicht, Maria, du hast Gnade gefunden bei Gott. Siehe, du wirst empfangen und einen Sohn gebären. Die Kraft des Allerhöchsten wird auf dich herabkommen und der Heilige Geist dich überschatten. Darum wird auch das Heilige, das aus dir geboren wird, Sohn Gottes heißen."

Und Maria sah sich von Wundern umgeben und von Wundern erfüllt. Sie, die keinen Mann erkannte, fühlte das Leben eines Kindleins in sich. Und sie, die da wußte, wie heiß die Priester ihres Volkes flehten: „O komm, o komm, Emmanuel, nach Dir sehnt sich Dein Israel", hatte von Gott die Botschaft erhalten, daß Er bereits da sei, daß Er in ihr sei und in ihrem Fleische Seiner Geburt entgegenwachse.

Es mag Maria an die Größten und Heiligsten ihres Volkes gedacht haben, an die Propheten, deren Schriften in tiefster religiöser Feierlichkeit gelesen, und deren Namen in höchster Ehrfurcht nur genannt wurden. Durch diese Großen hat Gott den Messias versprochen — durch sie, Maria, will Gott den Messias nun Mensch werden lassen, als Sohn der Jungfrau im kleinen Haus zu Nazareth.

Und es begann der Advent Mariens, Mariä Erwartung, Mariens Warten auf das Kommen des Herrn, ihres Kindes.

Nun ist Er da, der Emmanuel, und jedes Jahr, wenn es Weihnacht wird, feiert die Christenheit die Nacht Seiner Geburt. Es fragt das Volk nicht viel nach den Tiefen der Geheimnisse Seiner Menschwerdung aus dem Wollen Gottes und dem Schoße Mariens: Ein Kind ist uns geboren zu Bethlehem im Stall, und in diesem Kinde ist uns erschienen die Güte und die Menschenfreundlichkeit Gottes, unseres Erlösers — das ist es, was das Volk in der Heiligen Nacht empfindet und glaubt und sucht.

Kein Wunder, daß es mit derselben Menschenfreundlichkeit allen gestrengen Liturgisten zum Leid froh und fröhlich seine Lieder singt von der stillen, heiligen Nacht, von der Freude, die der Vater im Himmel uns macht, und auch vom kleinen Stall „und was dort in der Ecke liegt, und nach dem Knäblein schaut vergnügt, ein Öchslein und ein Eselein."

Kein Wunder auch, daß das Volk seit alter Zeit schon seinen Advent nicht feiern kann ohne jene, deren Warten auf das Kommen des Herrn Advent war in seiner höchsten Form — Advent im Herzen, Advent im Fleische, Advent im Sinnen und Hoffen und Bangen der gottliebsten aller Frauen, der werdenden Mutter Maria. Marias Warten, „Mariä Erwartung" fand das Herz des Volkes und drang ein in sein Empfinden. Weit und breit wurde „Mariä Erwartung" am 18 Dezember als *Advents*-Marienfest gefeiert, im Jahre 1575 von der Kirche bestätigt.

„Darum wird das Heilige, das aus dir geboren wird, Sohn Gottes heißen", hatte der Engel der Jungfrau gesagt. Wußte Maria wohl, daß ihr Kind nicht nur Sohn Gottes heißen werde? Daß Er wirklich Gott im Fleische ist? Darüber wird uns in der Heiligen Schrift nichts vermeldet.

Daß Großes an ihr geschah, daß der erwartete Heilige Israels aus ihr geboren werde, war der Jungfrau aber doch bekannt. Und das Heilige in ihr mochte sie wohl erschrecken. Das Liebe aber, das liebe Kind ihrer Mutterschaft, erweckte in ihr das Urempfinden alles Lebens: die Liebe. Und die Mutterliebe der einzigst Begnadeten, der Höchstbegnadeten, konnte nicht nur bis zum Kinde gehen. Sie ging bis zum Quell alles Lebens, sie versenkte sich im Kinde und in Gott. Aus Gott heraus liebte sie, was in ihr Leben annahm.

Und doch blieb so viel menschlich Liebes in Mariä Erwartung. Sie allein wußte, daß ihr Kind „Bein von meinen Beine und Fleisch von meinem Fleisch" (Gen 2:23) sein werde, nur aus ihrem Leib gebildet, ganz ohne menschliche Vaterschaft.

Wie wird wohl dieses Kindes Antlitz sein? Wie werden seine Augen sein und seine Art zu reden, zu gehen, die Hände zu bewegen? Wird er mir ähnlich sein? Sein Gemüt dem meinen, sein Herz dem Herz der Mutter gleichen?

Was immer Maria empfand, was immer sie über ihr Kind wissen oder noch nicht wissen mochte, eines blieb ihr immer im Herzen, mußte dort bleiben: Gott ist mir nah gekommen, damals, bei der Verkündigung, als nach des Engels Wort Sein Geist auf mich herabkam und des Kindleins Leben in mir weckte. Gott ist mir auch jetzt nah, seit ich das Kindlein in mir trage. Und somit bin auch ich in Seiner heiligen Nähe.

Ich soll meinem Kinde den Namen Jesus geben, das heißt Jaweh ist Heil. Mein Kind ist wichtiger als ich, die ich ja nur seine Mutter bin. Mein Kind ist der Gesandte des Herrn zur Erlösung meines Volkes. Wie wird mir nur sein, wenn es da ist?

Wir können nur ahnen, was in Maria zur Zeit ihrer Erwartung vorging. Auf vielen Bildern sehen wir sie, über ihr Kindlein gebeugt, die Hände leicht erhoben — als wenn sie anbetend sich zusammenlegen wollten, und doch im Drang der Liebe jeden Augenblick bereit, mütterlich das Kindlein zu umsorgen. Wir verstehen die tieffromme Gewohnheit des Volkes, um Weihnachten herum der Mutter Gottes eigene Festtage einzuräumen, in der Kirche des Westens das Adventsfest „Mariä Erwartung", in der Byzantinischen Kirche nach Weihnachten den Gottesmuttertag „Glückwunsch an Maria".

Ob derartige Feste „liturgisch" sind oder nicht, soll uns nicht all zu viel Sorge bereiten. Mariä Erwartung war doch ein frommeres, innigeres, gottnäheres Warten auf den Herrn als unsere Herzen es je aufbringen könnten. Und darum lieben wir das Fest „Mariä Erwartung".

Was an Maria geschah — das große Nahesein Gottes, das Jesus in Maria — ist ja auch unser Adventssehnen. Daß Er komme, der Herr Jesus, heute und jeden Tag, uns zu erfüllen mit Seinem Leben und bei uns zu bleiben alle Tage unseres Lebens und unserer Ewigkeit: Das ist das weihnachtliche Rufen des Heiligen Geistes in uns, der in uns ist seit der Stunde unserer Taufe, aus uns heraus hinaufbetend zum Himmel: Abba, Vater!

H.K.

Barbara-Zweige



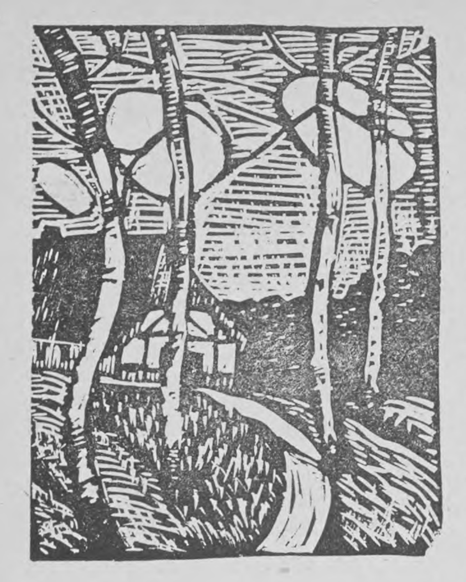
Im „Hinkenden Boten" von 1903 fand ich in der ersten Wochenspalte des Dezembermonates die Worte: Am St. Bärbeltag nehme man ein scharfes Messer. Man wärme seine Klinge im Herdfeuer. Man gehe, wenn Mittag 12 Uhr ist, hinaus, und schneide drei Zweige Birn, drei Zweige Apfel, drei Zweige Zwetschgen, drei Zweige Kirsch. Dann noch schneide man ein Reiß Schlehdornen, ein Reiß Holler (Hollunder) und ein Reiß Nägelchen (Flieder). Man stelle alles in warmes Wasser, das in einem irdenen Krug sich befinden muß. Man stelle die Reiser in menschliche Gesellschaft. Und wenn man nach 21 Tagen singt: „Und hat ein Blümlein bracht, mitten im kalten Winter", dann sieht man an den Reisern, daß die volle Wahrheit daraus aufgeblüht ist.

Wir lieben noch heute diesen alten Brauch! Zweige aus der Kälte des vierten Dezembertages herein zu holen in die Wärme der menschlichen Behausungen. Dieser Brauch ist international und in der Welt so verbreitet, wie die Verehrung des 20jährigen Heldenmädchens Barbara aus Nikomedien.

Wir erlebten es im letzten, großen Kriege. Die Bäuerin aus der Normandie schnitt Barbarazweige. Das Polenmädchen Janina brach sie mit frierenden Händen von den Parkbäumen des Beledere in Warschau. Die alte Mamuschka in Kiew holte sie aus den Gärten der Vorstadt für sich und ihre Nachbarn. Daß in vielen Häusern von Kiew neben dem Bild von „Väterchen Stalin" eine alte Ikone „St. Barbara" hing, war uns Deutschen damals nicht mehr verwunderlich. Denn im Michaelskloster dort sollte sich einer alten Überlieferung nach das Grab der Heiligen befinden. — Aber auch die Diözese Torzello-Piazenza in Italien nimmt diese Ehre für sich in Anspruch und beruft sich auf alte Urkunden. Wo St. Barbara auch ruhen mag, in der Ukraine oder im sonnigen Italien, dem deutschen Menschen war ihre Gestalt immer liebenswert und verehrungswürdig

Viele werden am diesjährigen Barbaratag wieder Barbarazweige schneiden, um am Weihnachtsfest die aufgeblühten Zweige neben die Krippe zu stellen.

F.Sch.



Die alte Frau war den Waldweg hinabgetrippelt und stand vor dem frischgemalten rot-weißen Balken. Dort, wo der geeggte Streifen den Berg hinaufzog, stand der Wachturm, doch konnte sie ihn von da aus, wo sie stand, nicht sehen. Wenn niemand kommen würde, überlegte sie, müßte sie mit der schweren Einkaufstasche zum Turm hochsteigen. Die alte Frau setzte einen Fuß in einen alten, brüchigen Lackschuh vorsichtig auf das geeggte Land und zog ihn rasch wieder zurück, als habe sie eine Todsünde begangen. Dann ging sie wieder auf die Mitte des Weges zurück und lehnte sich auf den Balken. Die kahlen Bäume jenseits des Balkens neben der traurigen, ungepflasterten Straße bewegten sich nicht.

Unteroffizier Bemse, das Sturmgewehr mit dem Lauf nach unten über die rechte Schulter gehängt, blieb einen Augenblick stehen, als er sah, wie die alte Frau ihre Schuhspitze auf den Sicherheitsstreifen setzte. „So was", brummte er. Langsam ging er auf den Balken zu. Als er vor den zehn Quadratmetern aufgerissener Straßendecke stand, rief er: „Was gibts denn da?"

Die alte Frau erschrak zunächst. Dann lächelte sie erleichtert. „Herr Polizist", zitterte ihre Stimme zu ihm herüber, „ich möchte auf die andere Seite. Erlauben Sie mir, daß ich rüberkomme?" „So was", brummte Bemse nochmals und rief: „Sie dürfen hier nicht rüber. Wenn sie rüberkommen, schießen wir! Sie müssen zum offiziellen Grenzübergang Wartha!"

„Du lieber Gott!" rief die alte Frau. „Aber da muß ich doch sechs Stunden mit dem Zug fahren? Sechs Stunden mit dem Zug, und ich wohne gleich da hinten, in Korbelbach, eine Stunde von hier weg!" „Da kann man nichts machen, Oma!" sagte Bemse. „Befehl ist Befehl. Du mußt nach Wartha. Hier schießen wir!"

„Auch", erkundigte sich die alte Frau, „wenn ich nur bis Frankenhof gehe? Dort wohnt nämlich meine Tochter, Herr Polizist. Sie ist nicht politisch, ganz bestimmt nicht. Und ich bin auch nicht politisch, Herr Polizist. Meine Tochter ist nur in Frankenhof verheiratet!"

Weg über die Grenze

Eine Erzählung von Frank Frey

„Also, das geht nicht!" rief Unteroffizier Bemse. „Sie müssen zurück!" Bemse war in das Loch auf der Straße gesprungen und kletterte zum Sperrbalken hoch.

„Sehen Sie, Herr Polizist", ereiferte sich die alte Frau und legte ihre spröde, bläuliche Hand auf die des Unteroffiziers, mit der er sich am Balken festhielt, „ich habe sie schon sieben Jahre lang nicht gesehen. Und jetzt haben sie mir die Rente aufgebessert, und da wollte ich ihr etwas mitbringen. Denn drüben, bei Ihnen, Herr Polizist, gibt es doch nicht alles, wie bei uns hier!"

„Na so was", sagte Unteroffizier Bemse und zog seine Hand unter der der alten Frau weg und sprang ins Loch zurück. „Bei uns gibt's nichts? Haben sie eine Ahnung! Bei uns gibt's alles, bloß keine Imperialisten und Militaristen. Die gibt's allerdings nicht bei uns!"

Die alte Frau lächelte ihn verständnisvoll an. „Sehen Sie, Herr Polizist, ich hab's doch gesagt, daß es bei Ihnen nicht alles gibt!"

Sie überlegte, was das Wichtiges sei, Imperialisten und Militaristen. Ihre Tochter hatte ihr noch nie geschrieben, daß sie so etwas nicht bekämen. „Wie dumm", dachte die alte Frau, „sicher hätte ich es ihr besorgen können!"

*

Der Hauptmann des Grenzstützpunktes saß in der zugigen Stube eines verfallenen Bauernhauses, dicht neben dem Sicherheitsstreifen und schrieb eine Meldung. Das Telefon summte. Er nahm den Hörer ab.

„Genosse Hauptmann", hörte er den Beobachtungsposten vom Turm, „was ist an der Wegbiegung Frankenhof los? Posten vier unterhält sich an der Wegsperre mit einer Frau!"

„Der Teufel soll ihn holen!" sagte der Hauptmann. „Ich schicke gleich jemand hin!" Damit hängte er ab.

Er wollte schon einen Mann der Freiwache rufen, als ihm einfiel, daß er gut selbst mal nachsehen könnte. Er klemmte sich also die Maschinenpistole unter den Arm, befahl einen Mann zu seinem Stellvertreter und marschierte los. Zur Wegbiegung Frankenhof.

Es wurde langsam dunkel, als der Hauptmann an Ort und Stelle war. „Posten vier, Unteroffizier Bemse", meldete der Posten, „da will eine alte Frau rüber!"

Hauptmann Gorzelsky sah die alte Frau am Schlagbaum stehen und sagte: „So was!" Er sprang zu dem Unteroffizier ins Loch, kletterte an der anderen Seite hoch und trat dicht an den Balken heran.

„Leider", sagte er, „es tut mir leid, aber das geht nicht. Gehen Sie bitte zurück!"

Die alte Frau sah, daß der Soldat im Loch immer noch stramm stand und vermutete daß der Polizist vor ihr ein Offizier sein müßte. Ihre Stimmen klang weinerlich, als sie sagte: „Aber, Herr Offizier, ich will bestimmt nichts Politisches! Ich wollte nur zu meiner Tochter, in Frankenhof, gleich da hinten, Sie kennen es sicher. Vor

sieben Jahren habe ich sie zum letzten Male gesehen und inzwischen hat sie geheiratet und ich wollte doch mal nach dem Rechten sehen und ihr was mitbringen, weil es doch bei Ihnen nicht alles gibt — — —"

„Haben Sie das gehört?" rief der Unteroffizier aus dem Loch. „Das hat sie mir auch schon gesagt: Bei uns gibt's nichts!"

„Vielleicht kennen Sie Frankenhof", fuhr die alte Frau eifrig weiter fort zu erzählen, „es ist nicht groß und nicht weit von hier. Vielleicht kennen Sie sogar die Hedwig Sikorka. Und jetzt geht sie mit einem Kleinen, wissen Sie, und da ist es doch gut, wenn man kräftig zu essen hat, nicht wahr? Und gerade jezt vor Weihnachten? Ich wollte eigentlich bis nach Weihnachten bei ihr bleiben, aber wenn ich nicht darf, gehe ich bestimmt morgen wieder zurück, Herr Offizier. Dabei — — —"

Hauptmann Gorzelsky zog die Oberlippe fortwährend durch die Zähne. „Das mit der Frau erledige ich!" sagte er. „Machen sie sich auf den Weg, Genosse Unteroffizier!"

„Auf den Weg machen", echote der Unteroffizier. Und stieg aus dem Loch. Bald war er im Walde verschwunden.

„. . . dabei", plapperte die alte Frau beschwörend weiter, „war es immer so schön, wenn wir um die Weihnachtszeit zusammen waren, Herr Offizier! Mein Mann" — die Frau bekreuzigte sich, woraus der Hauptmann schloß, daß ihr Mann gestorben sein mußte — „kam immer auf Weihnachten nach Hause. Denn er war auf Montage meist im Ausland. ‚Wenn man nie beieinander ist', hat mein Mann immer gesagt, ‚den Heiland muß man wenigstens gemeinsam erleben!' Das hat er immer gesagt, Herr Offizier!"

Gorzelsky war bis an den Mützenschild rot geworden. Teils war es Unwillen, teils war es ihm peinlich, als die alte Frau vom „Heiland sprach. Und es waren nicht nur Unwilligkeit und Peinlichkeit, er war auch sonst in großer Verlegenheit. Jetzt zog er die Unterlippe durch die Zähne. Er hörte nicht mehr darauf, was die alte Frau noch erzählte. Schließlich sagte er, sie unterbrechend:

„Wenn du jetzt rüberkommst, werde ich dich verhaften!"

Er sagte es streng, fügte dann abmildernd hinzu: „Aber das ist nicht weiter schlimm!"

„Aber", entsetzte sich die alte Frau, „ich mag nicht verhaftet werden, um Gotteswillen, nein! Wie käme ich sonst zu der Hedwig!"

„Es wird schon gehen!" beruhigte sie der Offizier. „Es wird sicher gehen!"

Er lächelte aufmunternd, nahm die Hand der alten Frau und half der Zögernden am Balken vorbei über den geeggten Sicherheitsstreifen. „Jetzt", sagte er, „bist du verhaftet. Ist das wirklich so schlimm?"

*

Der Hauptmann der Grenzpolizei Gorzelski aß deutsche Molkereibutter für drei Mark und fünfzig das Pfund. Die alte Frau saß klein und zusammengesunken in einem alten Plüschsessel und fragte nach jedem Bissen, den Hedwig Sikorka — die jetzt Gorzelsky hieß — und der Johannes Gorzelsky taten: „Ist das nicht gut?!"

Hedwig legte jedesmal bestätigend die Hand auf die der Mutter, der Hauptmann schluckte und machte indifferent: „Hmm . . ."

„Butter", sagte die alte Frau, „habe ich am meisten mitgebracht. Denn für dein Kindchen, weißt du, gibt es nichts Besseres als Butter!" Die alte Frau lächelte in einem fort. „Der liebe Gott", sagte sie weiter, „hat dich, Johannes, sicher an die Grenze geschickt." Sie nickte dem Hauptmann in vollster Überzeugung zu. Und sie sah nicht den unsicheren Blick, mit dem Hedwig ihren Mann streifte.

„Die Butter", sagte der Hauptmann, „ist wirklich ziemlich gut!" „Denn", sprach die alte Frau weiter, „wenn du nicht gekommen wärest — wer weiß, ob ich die Hedwig noch einmal gesehen hätte. Ich bin ja schon alt, nicht wahr?"

„Wir sollten", sagte Hauptmann Gorzelsky zu seiner Frau, „der Mutter eine Büchse russischen Kaviar öffnen, Hedwig. Magst du Kaviar, Mutter?"

Die alte Frau blinzelte. „Ist das das, was es bei euch nicht gibt? Etwa das, wovon der Polizist sprach, bevor du kamst?"

„Nein", sagte Garzelsky, „der Bemse hat etwas von Imperialisten und Militaristen gesagt, weißt du? Das hat nichts mit Kaviar zu tun, Mutter!"

Er sagte das so, wie man es einem Kinde sagt und lächelte dabei. „Das sind böse Menschen, weißt du!"

„Ja", sagte die alte Frau, „die Menschen sind böse. Wie schön, daß es bei euch keine böse Men-

Es gilt nicht nur der alte Spruch, Gott ist Mensch geworden, damit der Mensch gottähnlich werden könne — es geht noch vorher das andere: GOTT ist Mensch geworden, damit der Mensch überhaupt in der Lage sei, Mensch zu bleiben . . . Vor der Krippe entscheidet sich viel. Vielmehr als man ahnt. Das ist nicht ein Idyll, das ist Schicksalsstunde für den Menschen. Und es ist wirklich für den einzelnen von Bedeutung, dass wir ahnen, dass dort dort eine Güte und Menschenfreundlichkeit (Tit. 3:4), ein Heil für uns, die Menschen, die Welt liegt.

Alfred Delp

schen gibt. Böse Menschen glauben auch nicht an den Heiland!"

„Magst du Kaviar?" fragte der Hauptmann nochmals, obwohl seine Frau schon eine kleine Büchse öffnete.

„O doch!" sagte die alte Frau. Hedwig strich den Störrogen auf eine Scheibe weißes Brot, das sie mitgebracht hatte. Die alte Frau kostete und dachte, daß das ganz nach Fisch schmeckte, aber sie sagte:

„Es schmeckt wirklich sehr gut!"

„Kannst du dich noch erinnern", fragte sie dann ihre Tochter, „als Vater noch lebte" — sei bekreuzigte sich wieder — „sagte er immer, wenn er um die Weihnachtszeit nach Hause kam: ‚Wenn man nie beieinander ist — den Heiland muß man wenigsten gemeinsam erleben!' War das nicht schön?"

Die junge Frau hatte ihre Hände über den Schoß gefaltet, nickte und hatte glänzende Augen. Man konnte nicht genau sehen, ob es Tränen waren oder Glück.

„Wie schön es ist", fuhr die alte Frau fort, „daß Johannes auch so gut ist! Denn bei euch gibt es doch Kommunisten. Ja, ja, ich habe es drüben gehört! Aber sie werden sicher bald weg sein. Und daß du, Johannes, bei der Polizei bist, das ist sehr gut. Die Polizei, weißt du, war schon immer gegen die Kommunisten gewesen!"

Der Hauptmann schob den Teller mit den restlichen Butterbroten von sich weg. Er war wieder rot geworden und sagte zu seiner Frau: „Ich bin satt, Hedwig, wirklich!"

„Lest ihr auch noch", fragte die alte Frau besorgt, „ an den Adventssonntagen das Evangelium? Als Vater" — sie bekreuzigte sich wiederum — „im ersten Kriege war, habe ich in der Zeit vor Weihnachten jeden Tag den Freudenreichen Rosenkranz gebetet, und er hat oft geschrieben, er habe gespürt, wie ich für ihn gebetet habe. ‚Wenn alle Menschen den Rosenkranz beten würden', hat er imme gesagt, ‚könnten sie keine Maschinengewehre bedienen!' Das hat er wirklich immer gesagt."

„Manchmal", wandte der Hauptmann ein, „sind Maschinengewehre auch —" Die alte Frau winkte ab. „Manchmal? Immer, Johannes, sind Maschinengewehre schlecht. Immer töten sie. Maschinengewehre sind lange nicht so gut wie Rosenkränze. Wirklich nicht!"

Sie schwieg eine Weile. — Der Hauptmann schwieg auch.

„Ich bin sehr müde", sagte er. „Scheußlich müde", bin ich!" Er dachte an ein Maschinengewehr, dessen Auswerfer von einem Rosenkranz unwickelt war, so daß es klemmte. — Die alte Frau schwieg eine Weile. „Was ist das für ein Bild an der Wand?" fragte sie dann. Hedwig starrte auf das Bild an der Wand.

„Der Mann", sagte die alte Frau, „sieht fast so aus wie der Vater. Vater hatte auch so einen Bart!" Dabei bekreuzigte sie sich wieder. „Das ist", sagte der Hauptmann, „das — — ist — —" Er wollte schon schreien, daß das Josef Stalin sei, der Führer aller fortschrittlichen Völker gegen Ausbeutung und Aberglaube — aber das Maschinengewehr stand vor ihm, die Mündung böse auf seine Brust gerichtet und den Auswerfer in einen Rosenkranz verwickelt. „Das ist — — —" sagte er.

„Sicher ein Vorgesetzter von dir", sagte die alte Frau, erfreut, es eraten zu haben.

„Ja", sagte der Hauptmann, ein Vorgesetzter!" Und zu Hedwig sagte er unmotiviert: „Iß nur die Butterbrote. Es wird dem Kinde gut tun."

*

Die Nacht war fortgeschritten. Der Heuptmann lag ausgestreckt im Bett. Er versuchte an Imperialisten, Kapitalisten und Militaristen zu denken. Aber er mußte immer wieder an den ‚Heiland' denken, was ihm fortwährend peinlich war. Und an ein Maschinengewehr, das nicht schießen konnte, weil der Schütze Eins Rosenkranz betete. Und er mußte noch mehr denken: An seine Frau, wie ihre Augen glänzten, als die alte Frau ihr vor dem Schlafengehen das Kreuzzeichen auf die Stirn machte. Und an sich mußte er denken, wie ihm das Bild mit dem Mann und dem Bart das Messer in den Rücken gestoßen hatte, als die alte Frau an ihm das gleiche tat. Er wußte daß er gesündigt hatte: Er hatte der alten Frau die Hand gereicht, damit sie die Grenze überwinden konnte.

Von irgendwo aus dem Dunkel des Zimmers — woher nur? — kamen ein paar Töne näher, Töne, wie auf dem alten verstimmten Klavier im Stützpunkt an der Grenze, nur in anderer Reihenfolge: ‚g — g — fis — g — c — h — h— a . . .' — Tauet Himmel den Gerechten . . ." Das war jenseits der Friedensgrenze von der Oder und Neiße. „Wenn sie näherkommen", dachte der Hauptmann im Bett, „dann . . ."

Aber das Maschinengewehr klemmte.

Er wußte es ganz genau, daß Hedwig noch wach war. „Es gibt", sagte er laut, „eine Grenze, Hedwig. Und über diese Grenze komme ich nicht so einfach rüber. Entweder diesseits bleiben oder dorthin gehen, wo der andere ist, von dem die alte Frau immerzu spricht. Das mußt du einsehen. Das geht nicht so einfach . . ."

Die Frau schwieg. Dann hörte er, wie sie leise zu lachen begann. Zuerst dachte er, es könnte das Kind sein, das lachte. Aber dann sagte sie: „Aber wenn jemand da ist, der dir hilft, Hans?" Sie tastete nach seiner Hand.

Er gab keine Antwort. Sie wartete auch nicht darauf. Überall war Schweigen. In dem Schweigen stand groß die Grenze. Doch das Schweigen war größer. Es war tröstlich.

Hauptmann Gorzelsky schlief nahe der Grenze ein. . . –

...Die Mutter Maria, die unter ihrem Herzen das menschliche Antlitz des Sohnes gestaltet hat und so als Mutter des „Erstgeborenen unter vielen Brüdern" die Mutter der neuen Menschheit, unsere Mutter geworden ist, wird uns am liebsten helfen, ihrem Sohne gleichgestaltet zu werden.

Der große Entschluß

St. Rita-Geist

Ungefähr 23 Meilen nördlich der Großstadt Toronto, Ontario, liegt das Städtchen King. Ein und eine halbe Meile nördlich von King finden wir das schöne Marylake-Exerzitienhaus, geleitet von deutschen Augustinerpatres. Dort, in Marylake, machen die St. Bonifatiusgruppe und die Vater-Kolping-Gruppe der St. Patricksgemeinde Torontos jeden Sommer ihre geschlossenen Exerzitien.

Als wir Marylake vor drei Monaten besuchten, trafen wir dort eine kleine Klostergemeinde deutscher Schwestern, sieben an der Zahl. Vier Schwestern seit 1950, drei seit 1953 in Canada. Es sind das die Ritaschwestern aus Würzburg, gegründet im Jahre 1911 vom Augustinerpater Hugolin Dach als Zweig des altehrwürdigen Augustinerordens.

Ist der deutsche Katholik in Marylake und trifft dort die Schwestern, dann grüßt er wohl freundlich, und er mag sich sagen: Die Schwestern sind hier, um den Patres den großen Haushalt des Exerzitienhauses führen zu helfen.

Das stimmt schon. Frauen gehören in so einen Haushalt wie der eines Exerzitienhauses. Doch — müssen es Klosterfrauen sein? Könnte man nicht eben so gut Laien anstellen, Frauen und Mädchen, die für ein bestimmtes Gehalt arbeiten? Oder sollten die Schwestern wohl nur deswegen da sein, weil Hauskräfte so schwer zu finden sind und weil Ordensfrauen billiger arbeiten?

Mit derartigen Fragen muß sich das praktische Leben schon befassen. Auch Exerzitienhäuser bleiben davor nicht verschont. Sind sie aber immer und überall das Grundsätzliche? Wir merken leider kaum noch, wie sehr es uns zur zweiten Natur geworden ist, in allen Dingen das Praktische vom Religiösen zu trennen, immer nur nach rein irdischer Antwort zu suchen, selbst dort, wo es nur eine einzige, und zwar die rein christliche, Antwort geben kann und darf.

Das Praktische, in unserem Fall die Lösung der Geld- und Angestelltenfrage für das Exerzitienhaus, betrachten wir als das Entscheidende. Das Religiöse, das Frömmigkeitsleben der Klosterfrauen, dünkt uns Privatsache der Schwestern zu sein, schön und erbauend anzuschauen, sonst jedoch von keiner weiteren Bedeutung für uns, die wir in der Welt leben.

Nun ist die Sache aber so: Wenn wir Schwestern für unsere Schulen, Spitäler und Exerzitienhäuser brauchen, dann schreiben wir ans Mutterhaus und lassen uns Ordensfrauen kommen. Ins Mutterhaus selbst jedoch, ins Kloster, ruft Gott. Und zwar beruft Er für ganz besondere Aufgaben, die nicht nur die Schwestern persönlich angehen, sondern auch sehr viel mit uns zu tun haben.

„Das Herz der Kirche . . . ist das Sakrament, das heißt: der Christ, der aus dem Sakramente lebt, der Heilige, der Arme im Geist" (Walter Dirks). Immer ist es Gott selbst, der da bewirkt, daß das Herz der Kirche überall da ist, daß es immer und überall — auch unter uns deutschen Katholiken Canadas — Menschen gibt, die ganz aus dem Sakramente leben, die den Heiligen nachfolgen und den Weg zur Seligkeit des vollen Gottliebens zu halten suchen.



Die hl. Rita von Cascia

Und das hat seine gottgewollten Ziele und Zwecke. In einem Prospekt der Ritaschwestern lesen wir: „Es hat die hl. Rita die Hilfsbedürftigen und die Leidenden nicht vergessen. Sie ist die gute Mutter geblieben, die keinen im Stich läßt. Ja, Mutter sein in einem höheren Sinn, allen eine gütige, helfende Mutter um Christi willen, das ist auch das Ziel der Ritaschwestern." Unsere Aufgabe "ist ein Kreuzweg, jawohl. Sie verlangt Demut, sie fordert Verzicht auf Eigentum und Ehe und das Schwerste: Den Verzicht auf den eigenen Willen. Für Christus."

Was hatte Kardinal McGuigan wohl im Sinn, als er uns deutsche Katholiken aufforderte, festzuhalten an jenem katholischen Geist, den unsere Väter uns drüben in der Heimat zu überliefern suchten? Gerade das, was die Ritaschwestern als Neueinwanderer mit nach Canada gebracht, um es hier unter Neueinwanderern zu üben: Um Christi willen, aus lauter Liebe zu Ihm, aus tiefer Frömmigkeit anderen zu helfen in Güte und Demut, in Verzicht und alle Kreuze umfassend.

Diese Tugenden: Frömmigkeit, Güte, Demut, Verzichten und Helfen, alles um Christi willen, sind ja gerade die christlichen Geisteskräfte gegen jene Ungeister, über die während des Katholikentages so viel geklagt wurde. Die christlichen Geister gegen Halbfrömmigkeit, gegen Hartherzigkeit und Neid, gegen Stolz, Eigensucht und Genußsucht — um des Dollars und der Lüste willen.

In unseren Klöstern läßt Gott die großen Ungeister der Welt klein werden, und das Senfkörlein des Frommen läßt Er zum Baum heranwachsen und zum

hochleuchtenden Turm, der uns den Weg weißt, hin zu Gott.

In unseren Klöstern läßt Gott auch die heiligende, erlösende Bitternis der Galle weiterleben, die man dem sterbenden Heiland zum Tranke gereicht, die Bitternis der Demut, des Verzichtens, des Undankes für alle Menschenliebe — zur Vergebung des Stolzes, der Genußsucht und der Hartherzigkeit der in der Welt lebenden Brüder und Schwestern. Damit sie alle gesegnet werden können und Verzeihung fänden.

Wir in der Welt wissen nicht viel von diesen Dingen. Denn auch das gehört in Gottes Plan hinein, daß Er aus dem Nichts alles erschafft, und daß Er alles, was Er gebrauchen will, zuerst zu nichts werden läßt. So sehr zu nichts, daß selbst dem Katholiken kein Staunen mehr kommt, wenn er Schwestern sieht. Die Schwestern sind im Exerzitienhaus, um den Haushalt führen zu helfen. Das ist alles, was wir noch zu sagen wissen.

Obwohl mitzeiten doch noch viel mehr gesagt wird. Nicht nur Krankheiten sind ansteckend. Das Gute und das Heilige kann genau so ansteckend wirken. Und es wirkt auch so!

Die Ritaschwestern schreiben: „Wo in einer Familie die Mutter ans Bett gefesselt ist, da tritt die Ritaschwester an ihre Stelle, pflegt die Kranke, kümmert sich um die Kinder, versorgt den Haushalt. Um Christi willen." Und einer, dem in verzweifelndster Lage diese stille Ritahilfe um Christi willen kam, schreibt in seinem Dankesbrief: „Ich hielt es nicht für möglich, daß es auf dieser Welt noch Menschen gibt, die mit solch einer aufopfernden Hingabe Nächstenliebe üben. Ihr Auftreten in meiner Familie ist mir wie ein Fingerzeig Gottes!"

Alles war getan — um Christi willen. Um Christi willen ist aber auch dieser Fingerzeig Gottes da, der Finger Gottes, der da durch das fromme Leben unserer Schwestern hinweist auf Dinge, die sie uns vorleben, damit wir ablesen und uns christliche Orientierung holen.

Von der hl. Rita haben die Ritaschwestern übernommen, was sie heute unter den deutschen Neueinwanderern leben. St. Rita, eine der Lieblingsheiligen des italienischen Volkes — fast in jeder Kirche Italiens finden wir St. Ritastatuen oder St. Ritabilder — wird als Schutzpatronin der Hoffnungslosen verehrt. Als Helferin in unmöglicher, verzweifelnder Notlage. Ihr ganzes Leben war ja wie eine einzige kreuzigende Notlage ohne Hoffnung auf Besserung.

Geboren im Jahre 1381, erhielt sie in der Taufe den Namen Margarita. Man nannte sie aber immer nur kurz: Rita. Ihr Herzenswunsch war, ins Kloster der Augustinerinnen von Cascia eintreten zu dürfen. Dem Drängen ihrer Eltern gehorchend, heiratete sie jedoch einen reichen, doch jähzornigen, brutalen jungen Bauern. Achtzehn Jahre lang ertrug sie seine Zornausbrüche, sein wildes Gemüt und seine schlagende Hand. Ihr großes Kreuz, ihr tiefstes Leid waren jedoch ihre zwei Söhne, die es ihrem Vater nachmachten. Nach achtzehnjähriger Ehe wurde St. Ritas Mann von einem seiner Parteigegner erdolcht. Um Christi willen verzieh die hl. Frau dem Mörder — um Christi willen weinte und betete sie aber auch für ihre Söhne, die an der Leiche ihres toten Vaters Blutrache schworen. In Angst und Zittern verbrachte St. Rita die Tage, bis sie um Christi willen zu Gott ging und vor Ihm auf ihre Söhne verzichtete. „Nimm sie, laß sie eines guten Todes sterben, bald, damit sie nicht zu Mördern werden!"

Und Gott erhörte ihr Gebet. Beide Söhne starben an der Pest. In St. Ritas Mutterherz schnitt jedoch das Schwert der Kreuzleiden neue Wunden. Um Christi willen.

Nach dem Tode ihres Mannes und ihrer Söhne trat St. Rita ins Kloster der Augustinerinnen zu Cascia ein. Sie, die das Kreuz nun schon ihr ganzes Leben trug, vertiefte sich im Kloster liebend und sühnend in fromme Kreuzbetrachtungen. Um Christi des Gekreuzigten willen kann sie nie genug tun für Kranke und Verlassene. Als sie im Jahre 1441 nach einer Predigt über Jesu Dornenkrone tief in Betrachtung der heiligen Leiden verharrte, empfand sie plötzlich an der Stirn einen heftigen Schmerz. Eine offene Stirnwunde, die nie mehr verheilen wollte, begann sich zu bilden. Es wird erzählt, es habe sich ein Dorn aus der Krone des Gekreuzigten gelöst und St. Rita verwundet, zum Zeichen der hohen Begnadigung, ganz teilnehmen zu dürfen an Christi Leiden. Kurz vor ihrem Tode (1457) kam St Rita der unerwartete Wunsch, noch einmal eine Rose aus dem Garten des Elternhauses sehen zu dürfen. Es war im Januar. Als man nach der Rose suchte, fand man sie tatsächlich frisch aufgeblüht in Frost und Schnee des Gartens stehen.

Dorn und Rose, Christi Leid und Christi Liebe, waren der Heiligen Leben. Beides sehen wir auch auf jedem St. Ritabilde gezeichnet.

Dorn und Rose, Christi Leid — daß wir es nicht vergessen! — Christi Liebe — daß wir sie nicht übersehen! Das ist der St. Ritageist, den Gott uns mit den vielen Neueinwanderern aus Deutschland mitgeschickt hat. Die Ritaschwestern von Marylake sind Neueinwanderer aus Deutschland. Sie gehören mit zum deutschen Katholikentum Canadas und zwar — zusammen mit allen anderen deutschen Klostergemeinden hierzulande — als kostbarste Lebenszelle der canadischen deutschsprechenden Kirche.

Unklar bleibt unser Katholikentum, solange uns eines nicht ganz klar ist: daß nämlich die ganze katholische Sache vornehmlich eine Angelegenheit der Seele, des katholisch religiösen Innenlebens ist. Katholische Kirche, katholische Kultur, katholisches Leben, das private und das öffentliche, lassen sich weder von den Werten des Heiligen noch vom Leben im Heiligen trennen. Höhepunkt des Katholisch-Christlichen ist immer nur eines: das volle Leben in Christus. Ohne dieses Ziel könnte es wohl ein Parti- und Vereinswesen katholisch Getaufter geben, niemals jedoch katholisches Leben und Lieben und Wirken und Werken nach dem Denken und Wollen Gottes.

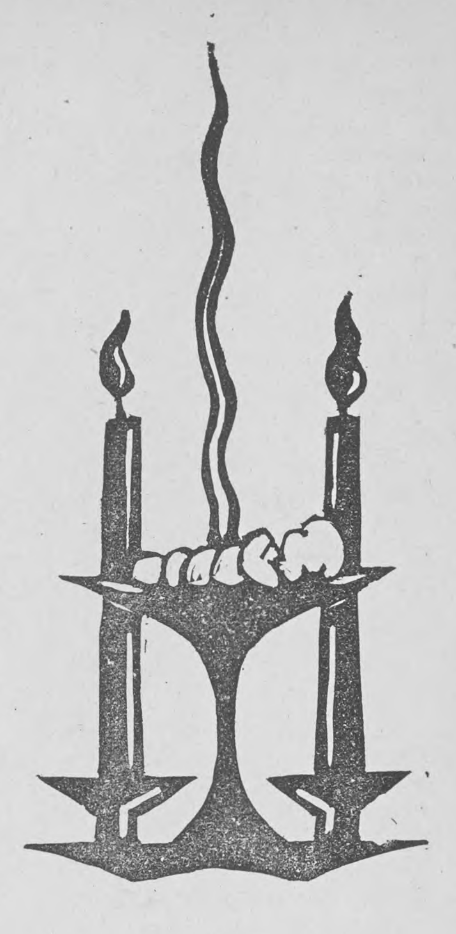
Auf dieses Denken und Wollen allein nur darf es uns aber ankommen.

Daß wir das erkennen und uns dafür entscheiden, erflehe uns die hl. Rita. Damit auch uns wieder komme der Geist der Worte: Um Christi willen! –

H.K.

Ein Adventskind

von Kurt Heynicke



Im Waisenhaus, draußen vor der Stadt, war durch den Frost eine Leitung gebrochen. Der Boden im Garten mußte aufgeschlagen werden und das beschädigte Rohr durch ein neues ersetzt werden. Der Rohrleger Andreas, der dieses Geschäft besorgte, sah bei dieser Gelegenheit das Kind zum ersten Male. Er stand auf dem Boden der Grube, die er ausgeworfen hatte, um das neue Rohr zu befestigen. Das Mädchen sah ihm zu. „Fall nicht hinein", sagte er. Das Kind lächelte. Er fragte: „Wie heißt du?"

„Christel", antwortete sie.

„Christel", wiederholte er versonnen.

Am Mittag sagte er zu seiner Frau: „Im Waisenhaus ist ein Kind, das sieht uns ähnlich. Und es heißt Christel."

„Ach", sagte die Frau und griff nach ihrem Herzen, „es ist jetzt ungefähr zwölf Jahre her."

„Meine ich ja. Es könnte dem Alter nach stimmen." Nach einer Weile fügte er hinzu. „Vielleicht solltest du es dir einmal ansehen, Hedwig."

Am Nachmittag brachte sie ihm das Vesperbrot an die Arbeitsstelle. „Wir können einmal mit Schwester Gertrud sprechen." Schwester Gertrud war die Leiterin des Hauses.

Und jetzt saßen sie droben im Amtszimmer. „Unsere Christel verlor ich bei einem Bombenangriff damals auf unserem Bahnhof", und Hedwig nannte den Namen der Stadt. „Als ich wieder zu mir kam, lag ich in der Klinik, verwundet. Und Christel war fort." Sie erzählte alles genau, die beabsichtigte Evakuierung, die vereitelte Flucht, den Verlust des Kindes. Und der Schmerz ergriff sie jetzt wieder, nach so viel Jahren.

„Christel kommt aus der Gegend, in der Sie Ihr Kind verloren haben, man kennt Christels Eltern nicht", sagte Schwester Gertrud.

„Wenn sie es wäre!" rief Frau Hedwig plötzlich. „Man müßte Gott um ein Zeichen bitten", schloß sie leise.

„Das gefällt Gott nicht", warf Schwester Gertrud streng ein. „Nein, das gefällt ihm nicht. Wer zu hören weiß, vernimmt die Stimme seines Herzens."

Die beiden Eheleute schwiegen.

„Wir geben unsere Kinder gern in gute Familien", fuhr Schwester Gertrud fort. „Zum Weihnachtsfest freilich nicht nur, sondern für immer, sie verstehen? Vielleicht bekommen Sie Gewißheit erst mit dem Umgang mit dem Kind."

Frau Hedwig hatte gar nicht so deutlich gesagt, daß sie in Christel das einst Verlorene suchte, aber die Schwester verstand alles ohne viel Worte. „Nun, überlegen Sie sichs und kommen Sie wieder", sagte sie.

Die Arbeit war eigentlich getan, aber Andreas vermochte sich noch nicht zu trennen. Dem Waisenhaus gegenüber war ein einfaches Gasthaus. Andreas und Hedwig bestellten ein einfaches Mahl. Die Wirtin hatte Adventskränze aufgehängt. Einer schwebte über dem Tisch der beiden. „Was heißt Advent?" fragte Hedwig. „Ich glaube Ankunft, Ankunft des Herrn", erwiderte Andreas.

„Ich könnte einen Weihnachtsbaum richten mit Engelshaar und Glasputz und Wachskerzen und ein paar Geschenken, wie sie einem Kind in dem Alter Freude machen", sagte Hedwig verträumt und um ihren Mund zuckte es.

„Und sie heißt auch Christel", erinnerte er beharrlich.

Sie hob den Kopf. „Meinst du", sie sprach mühsam, „es könnte doch . . .?"

„Unser Fleisch und Blut", sagte er etwas pathetisch. „Vielleicht unser Fleisch und Blut . . ."

Und dieses „Vielleicht" schwebte über ihnen wie der Adventskranz, wie eine noch nicht angezündete Kerze im Immergrün war es.

„Mein Herz müßte doch aber dann laut sprechen", gab sie zu bedenken. Er schüttelte den Kopf und sagte: „Das sind Redensarten. Ich wette, wir sind ungeübt im Hinhorchen auf etwas."

„Ja, ungeübt", meinte sie nach einer Weile und senkte den Kopf: „Ich weiß, ich bin schrecklich."

Andreas bezahlte. Als er aufstand und seiner Frau in den Mantel half. sagte er: „Wir wollen uns Christel noch einmal ansehen."

„Nein", erwiderte sie jäh, „wenn wir jetzt noch einmal hingehen, nehme ich Christel mit, ohne sie anzusehen."

Andreas lachte, als hätte Hedwig einen Scherz gemacht. „Einfach mitnehmen! Wie du dir das denkst!"

„Ich dachte gleich, daß Sie wiederkommen würden", sagte Schwester Gertrud. „Die Formalitäten, nun ja, die regeln wir nach den Festtagen und jetzt müssen wir aber Christel fragen, ob sie überhaupt will."

„Bist du mir gut?" fragte Hedwig das Mädchen.

Das Kind lächelte und nickte still.

„Schwester, was heißt Advent?" fragte Andreas.

„Wir sagen, der Herr ist nahe. Er ist nahe mit seiner Lieb." Und fast trocken fügte sie hinzu: „Die Menschheit macht leider nur wenig Gebrauch davon." Und dann nahm Schwester Gertrud Abschied von Christel.

Als sie mit der Straßenbahn heimfuhren, saß das Kind wie ein Stück Himmelswärme zwischen ihnen. Hedwigs Seele begann zu atmen. Sie wußte, daß sie sich all die Jahre nach dem furchtbaren Unglück nur nach dieser Himmelswärme gesehnt hatte.

Andreas sah ihr Lächeln und lächelte zurück. Alle drei lächelten auf die gleiche stille, glückliche Weise. Und Andreas dachte an einen Brief, den ihm vor Jahren ein Kamerad geschrieben hatte. Der Brief, von dem er Hedwig kein Wort erzählte, brannte damals in seiner Tasche und schließlich vernichtete er ihn. Aber er kannte den Wortlaut auswendig.

„Lieber Kamerad Andreas! Ich habe genaue Nachforschungen angestellt. Das war mir leicht, weil mein Schwiegervater damals als Eisenbahnbeamter Zeuge des Angriffs war. Die Waggons mit den Fliehenden sind alle zerstört worden. Daß Deine Frau und wenige andere davongekommen, wird allgemein als ein Wunder angesehen. So schmerzlich es ist, Andreas, niemand glaubt, daß Eure Christel noch am Leben ist."

Das Kind lehnte sich leicht an Hedwig und schlief. Hegend und bergend legte die Frau den Arm um das Kind.

ADVENT

★ **Ruft zur Einkehr**
darum nicht soviel Umtrieb, sondern Stille, Besinnung, gute Lektüre.

★ **Fordert Bussgeist**
darum kein Tanz und Rummel sondern Verzicht, Opfer, Almosen.

★ **Mahnt zum Gebet**
darum mehr Eifer im Kirchenbesuch, Rorate, Engelamt.

★ **Will Vorbereitung, nicht Vorwegnahme**
darum keine Weihnachtsfeier vor Weihnachten, kein „Stille Nacht" vor der Heiligen Nacht.

Der allein wird hier auf Erden von dem Heiland innewerden, der sich selber macht bereit.

Geschlossene Exerzitien für Männer
im Queens House of Retreat der Oblaten zu Saskatoon
601 Taylor St., Saskatoon, Sask.

Am ersten Januar 1958 eröffnen die Oblaten der Unbefleckten Jungfrau Maria der St. Marienprovinz ihr neues Exerzitienhaus. Das neue Haus der Einkehrtage für unsere katholischen Männer ist der Königin des Himmels geweiht, darum auch der Name „Queen's House". Folgende Gruppen werden ihre geschlossenen Exerzitien im Laufe der ersten Jahresmonate abhalten:

Januar 3 – 5
Kolumbusritter, Saskatoon,
Gruppe – A. Provost
2018 West 20th St.,
Saskatoon, Sask.

Januar 10 – 15
Gruppe – Georg Wiesner
Denzil, Sask.

Januar 17 – 19
Gruppe –Bert Dean
1411 - 12th St. East

Januar 24 – 26
Gruppe – P. Dewald
Macklin, Sask.

Januar 31 – Februar 2
Gruppe – R. Reilly
Rosetown, Sask.

Februar 7 – 9
Gruppe –E. Leier
Unity, Sask.

Februar 14 – 16 (französisch)
Gruppe – T. Prefontaine
1417 Cumberland St.,
Saskatoon, Sask.

Februar 21 – 23
Gruppe – J. Thauberger
Holdfast, Sask.

Februar 28 – März 2
Gruppe P. Driedger
No. 3 Connaugh Place,
Saskatoon, Sask.

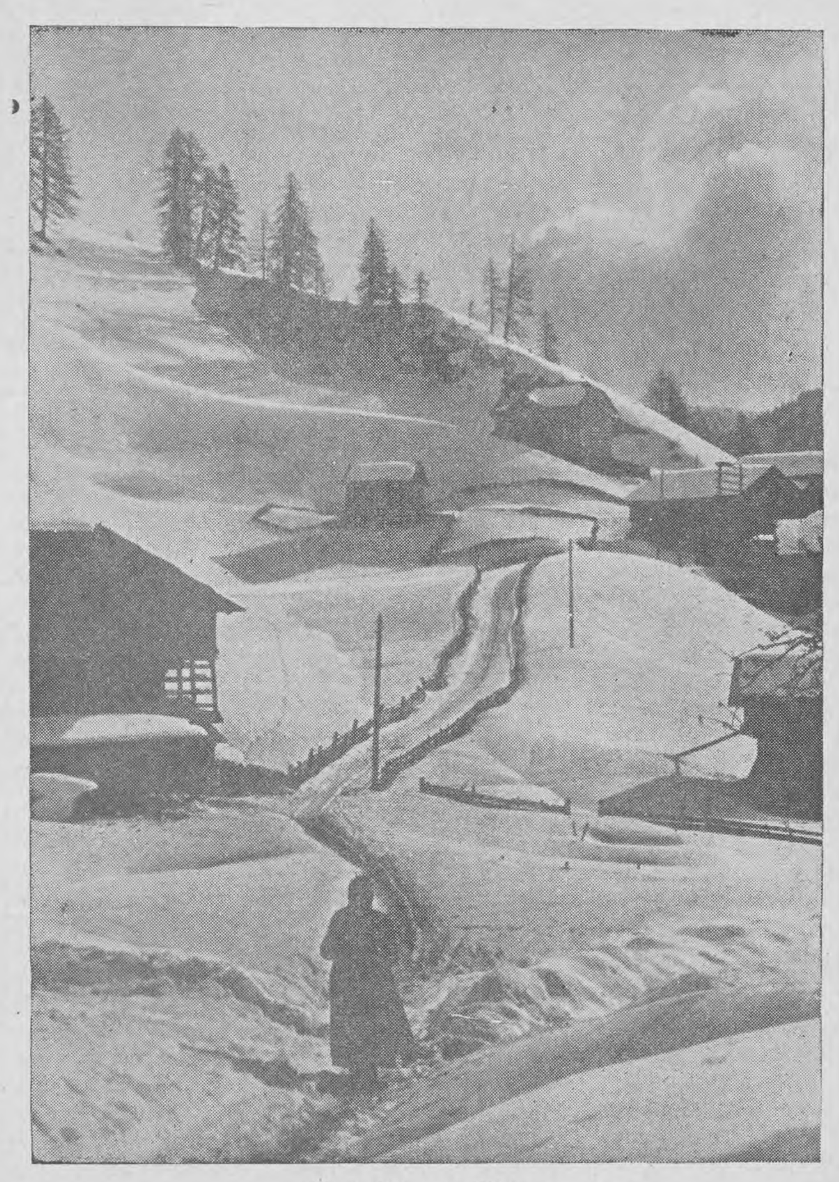
Advents- und Weihnachtsbräuche in alten süddeutschen Frauenklöstern

von C. Häßler

Um die Gnadenzeit des adventlichen Wartens und des weihnachtlichen Jubels aus ganzer Seele zu erfassen, mitzuleben und mitzugestalten, wird uns von der Kirche in der Liturgie dieser Zeit ein wohleinstimmendes Instrument an die Hand gegeben. In der Liturgie tut sich für alle ein Quell der Innerlichkeit auf, der wohl nie voll ausgeschöpft werden kann. Von jeher hat aber das gläubige Gemüt nach Formen gesucht, das mitschwingende Empfinden der Seele zum Ausdruck zu bringen, Inneres darzustellen und so Herz und Sinn von den heiligen Geheimnissen ergreifen zu lassen. Was deutsches Gemüt darin erfand und ersann, lebt in den alten Volksbräuchen fort, hatte aber seine besondere Pflegestätte in den alten Frauenklöstern. Benediktinischer Formensinn, dominikanische Mystik, franziskanische Innigkeit haben gerade in den Frauenklöstern an diesen alten Gebräuchen mitgeformt und vermögen auch uns heute noch zu ergreifen und zum Sinn der Festzeit hinzuleiten.

Zwar haben wir nicht mehr allzu viele alte Frauenklöster im südlichen Raum, aber die ehrwürdige Tradition des Klosters Nonnberg bei Salzburg, des ältesten noch ungestört erhaltenen Frauenklosters nördlich der Alpen, — es wurde um 700 gegründet —, des Klosters der heiligen Irmingard in Frauenchiemsee mit dem Gründungsjahr 770, des Klosters Zoffingen bei Konstanz, St. Ursula in Villingen und andere bildet noch eine Fundgrube alter deutscher Weihnachtsbräuche. Die Chronik von Nonnberg hat aus dem Jahre 1499 noch die genaue Schilderung einer Weihnachtsfeier erhalten, Frauenchiemsee besitzt in einem „liber usuum" von 1739, ein Buch der Festbräuche, und die in den genannten und andern süddeutschen Klöstern üblichen Advents- und Weihnachtsfeiern tragen ebenso noch das Siegel ihres ehrwürdigen Alters.

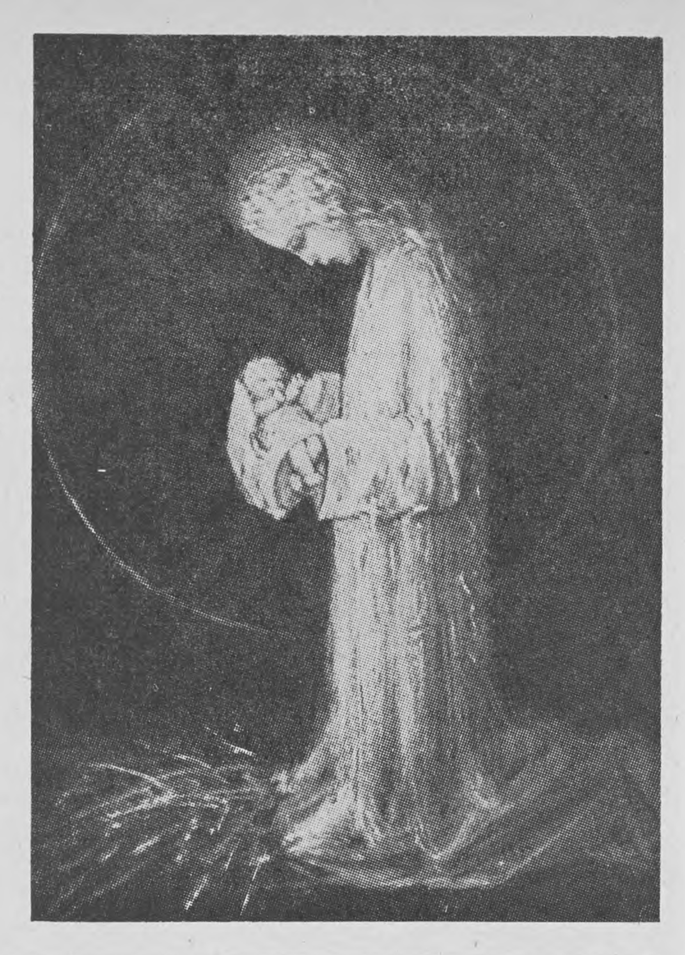
In St. Ursula in Villingen, das noch das Erbe des mittelalterlichen Klarissenklosters hütet, findet am letzten Adventssonntag das sogenannte „Altväterrufen" statt. In der Erinnerung an den Ruf nach Erlösung im Alten Testament finden sich in der Dämmerung des Tages alle Klosterfrauen auf dem Flur vor dem Zimmer der Superiorin zusammen. Alle knien auf



Zur Rorate-Messe

Maria Lichttraegerin

Maria, heil'ge Christnachtfrau,
geh mit mir durch den Advent!
Komm, zünd mein kleines Lichtlein an,
dass hell und froh es entbrennt.
Gib Sehnsucht, Weihnachtssehnsucht mir,
die strahlend warm das Licht entfacht,
auf dass es wie ein Weihnachtsstern
erglänzt in dunkler Nacht.
Schütz es mit guter Mutterhand,
wenn Sturmnot es bedroht,
lass wachsen es zu hohem Licht,
in unsrer düstren Not.
Von deiner Leuchtkraft schenke ihm
ein wenig Himmelsschein,
dann trag ich stilles Weihnachtslicht
in dunkle Herzen ein.



---

den Boden und klopfen auf den Estrich, bis sich die Türe öffnet und die Superiorin dem Konvent die Erhörung aller Erlösungssucht, das Kommen des Herrn, verkündet. Zum Schrecken der jungen Novizinnen klopft es dann abends spät noch einmal heftig von außen an die Fensterläden des Refektoriums. Das ist ein alter Brauch, der seine Wurzel wohl im St. Nikolauskult, vielleicht auch in der alten Dämonenfurcht hat und wohl sagen will: Der Heiland kommt, der Retter vor den Geistern der Unterwelt und wird alle in der Finsternis schweifenden Gewalten bannen.

Im Kloster vom Heiligen Grab in Baden-Baden, im Ursulinenkloster von Offenburg, im Kloster Wettenhausen bei Ulm wird noch das alte „Maria Herbergsuchen" gepflegt. Ein Marienbild wird jeden Abend feierlich bei Kerzenschein und Gesang von Adventsliedern in eine jeweils durch das Los bestimmte Klosterzelle getragen und dort von der Bewohnerin bis zum nächsten Abend besonders innig verehrt. Kloster Nonnberg kennt noch das seit dem Mittelalter geübte „Meilenbeten". Die Klostergemeinde zieht betend jeden Abend zu verschiedenen Heiligenbildern in den Klostergemächern, um den beschwerlichen Pilgerweg der Gottesmutter nach Bethlehem im frommen Gedenken mitzugehn.

Naht das Weihnachtsfest selber, richten die Klöster ihre uralten Weihnachtskrippen her. Die alte Krippe des Klosters Zoffigen ist leider im 19. Jahrhundert verlorengegangen. St. Ursula in Villingen hat noch eine prachtolle große alte Krippe mit stoffbekleideten alten Figuren. Ihre zahlreichen biblischen Szenen bieten köstliche Einzelheiten von kulturgeschichtlicher Bedeutung, so die vollständige gedeckte Hochzeitstafel von Kana mit Küche und Keller, mit Musikanten und „Hochzeitsbitter".

In den Klosterküchen beginnt nun ein heimlich frohes Richten und Backen. Da werden die alten Backformen für die „Springerle" geholt, die in Zoffingen und Villingen noch z. T. aus der Barockzeit stammen und mit ihren religiösen Darstellungen auch im Genuß der guten Dinge den frommen Gehalt des Festes nicht vergessen ließen. St. Ursula in Villingen backt noch heute seine landauf, landab berühmten „Klostergutele", Frauenchiemsee seine Marzipan- und Lebkuchen.

Am Vigiltag erreicht die adventliche Erwartung den Höhepunkt. Das kleine „Weihnachtsreiterlein" mit „vergüldetem Rößlein" steht im Kloster Nonnberg als erster Herold des Christkindes auf dem Altar der Kirche. Im Kloster St. Ursula in Offenburg singt man den auch noch in manchen süddeutschen Pfarrkirchen, so im Münster in Villingen üblichen, alten „Ka-

lender" von der Welterschaffung bis zur Geburt des Herrn, während bei der Ankündigung „Christus ist uns geboren" der Priester in der Mitte des festlich mit Kerzen erhellten Chores niederkniet. Statt der üblichen Glockenzeichen wekken zur Matutin in den Klostergängen von St. Ursula, Offenburg, Hirtenlieder und Flötenspiel. Dann eilt alles ins Chor. Dort wird in den meisten Klöstern nach der Matutin das Christkind von der Priorin aus dem Krippchen genommen und zu Verehrung und Fußkuß den Klosterfrauen gereicht, die mit ihren Kerzen aus den „Stallen" heraustreten. Die Chronik von 1499 vom Nonnberg weiß davon köstlich zu berichten: Die Kirchentüren öffnen sich, voran ein zierlicher Page, im pelzverbrämten Sammetröckchen. Er trägt den elfenbeingeschnitzten Faltstuhl der Äbtissin. Ihm folgen vier Edelfräulein der Frau Äbtissin im Oblatenkleid mit weißen Schleierchen und losen Locken. Zwei tragen der Äbtissin Kron und Stab,zwei andere hohe Silberleuchter mit dicken Kerzen. Nun folgt mit blitzendem Brustkreuz die Äbtissin und, gesenkten Hauptes, die lange Reihe der Klosterfrauen.

„Nach den Cantica der andern Nokturn weckt man den Meßner, daz er leit alle Glocken mitainander ain klein weill, darnach Unsere Frawenglocken und leit eine guete lange weill und nichz mer. Item stehn die priester auf und in unser chor und lesen das Evangely. Wan die christmes aus ist, hebt meine fraw (Äbtissin) an die laudes und die lichter last man prinen."

„Auf dem Altar lag schon während der Mette, auf weißem Polster gebettet ein wächsern Kindlein, mit silbernem Schleier zugedeckt. Nun steigt die Äbtissin von ihrem Stuhl herab, legt Stab und Krone nieder, nimmt dafür mit ehrfürchtigem Kuß das Kindlein auf ihren Arm und trägt es ins Kapitel. Ihr folgt die Schar der Nonnen jubelnd und singend mit Flöte und Schalmei. In weiche seidene Kissen einer goldenen Wiege statt des kalten hölzernen Krippleins bettet die Äbtissin das Kindlein und wiegt es linde hin und her. Dann reicht sie das Wiegenband der Dechantin und der Seniorin. Alle treten hinzu, alt und jung, bis zuletzt die Jüngsten kommen mit dem weißen Novizenschleier. Dieweilen so jede das Kindlein wiegt nach Herzenslust stehen zwei mit Harfen dabei, und zarte Lieder, Schlummerlieder, ertönen dazu."

Mit den alten Gebräuchen, den Jahresspruch und die Monatsheiligen an Silvester auszulosen, für deren Alter schon die Monatsbilder des 18. Jahrhunderts zeugen, eröffnet man in Kloster Zoffingen das neue Jahr. Im Kloster Heilig Grab in Baden-Baden und im Kloster Zoffingen wird am Dreikönigstag durch Einbacken einer Bohne in den Festkuchen ein „Bohnenkönig" gewählt, der, neben der Priorin als Königin, einen Tag im Kloster herrscht und mit humorvollen Ansprachen an sein Volk sein Regiment schmackhaft machen muß. Der Brauch erinnert an den in den alten Klöstern gefeierten „Kindelstag", an dem am Fest der Unschuldigen Kinder einen Tag lang die Herrschergewalt in die Hände der „Unmündigen" und Kinder, der Klosterschüler vor allem, gelegt wurde. — Von den alten Zoffinger und Villinger Weihnachtsliedern haben manche noch Klang und Text aus alten Tagen erhalten, die aber mit andern alten Weihnachtsliedern und -bräuchen immer mehr heute wieder Eingang in Kirche und Familie gefunden haben. Ihre bewußte Pflege wird viel zur Vertiefung des Festgedankens beitragen. –

Jesu Herz, Du Mitte der Dreieinigkeit,
höre unsere Bitte, jetzt und allezeit!
Jesu Herz, der Einheit Tempel, Huld und Zier,
führ in sel'ger Reinheit alle Welt zu Dir!
Jesu Herz, Du Fülle aller Wissenschaft,
aller Weisheit Hülle, aller Helden Kraft!
Jesu Herz, vor allem Deinem Vater hold,
der sein Wohlgefallen laut Dir hat gezollt.
Jesu Herz, Du Blüte in dem Hain der Welt,
Deiner Mutter Güte innig zugesellt.
Jesu Herz, Du alles, alles Wesens Kern,
Sühner unsres Falles, unsres Heiles Stern!

Richard von Kralik

Alles ist moeglich

„Wie der Schuster Martin den Herrn empfing"

Volkserzählung von Leo Tolstoi



In einer Stadt lebte ein Schuster, der hieß Martin Awdjeitsch. Er wohnte im Keller, in einem einfenstrigen Stübchen. Durch das Fenster konnte man die Leute vorübergehen sehen. Es waren zwar nur die Füße zu sehen, aber Martin erkannte die Leute an den Stiefeln. Es gab kaum ein Paar Stiefel in diesem Teile der Vorstadt, das er nicht ein- oder zweimal in den Händen gehabt hätte. Martin war immer ein guter Mensch gewesen. Nur zu früh war sein Weib gestorben, nachdem es ihm ein Bübchen hinterlassen. Kaum war der Knabe soweit herangewachsen, daß er dem Vater tüchtig helfen konnte, so starb auch er. Martin überfiel solcher Lebensüberdruß, daß er selbst gegen Gott zu murren begann. Da empfahl ihm ein alter Mönch die Lesung des Evangeliums. Martin kaufte sich ein neues Testament in großem Druck und begann zu lesen. Er wollte nur an Feiertagen lesen, aber als er damit anfing, wurde ihm das Herz so leicht, daß er von nun an jeden Tag las. Sein Leben wurde still und freudig.

Eines Abends hatte er das siebente Kapitel im Lukasevangelium aufgeschlagen und er las: „Ich kam in dein Haus, und du hast mir kein Wasser für die Füße gegeben, diese Frau aber hat meine Füße mit Tränen benetzt und sie mit ihren Haaren getrocknet . . ." Martin verfiel in tiefes Sinnen. Wenn der Herr zu mir käme, würde wohl auch ich so handeln? Er stützt den Kopf auf beide Hände und merkt nicht, daß er einschlummerte.

„Martin!" klang es plötzlich wie ein Hauch an sein Ohr. Martin fuhr auf und fragte: „Wer ist da?" Er blickte nach der Tür — niemand war da. Da schlummert er wieder ein. Plötzlich hörte er ganz deutlich: „Martin, aber Martin! Sieh morgen auf die Straße hinaus, ich werde kommen." Martin erwachte, stand auf, rieb sich die Augen. Er wußte nicht, ob er jene Worte im Wachen oder Träumen gehört hatte. Er drehte die Lampe aus und legte sich schlafen.

Am andern Morgen sitzt Martin am Fenster und schaut hinaus, als daß er arbeitet. Da kam ein alter Soldat; er hatte geflickte Filzstiefel an und hielt eine Schneeschaufel in der Hand. Er hieß Stepanitsch und wohnte bei einem Kaufmann, der ihm aus Barmherzigkeit Obdach gewährte. Stepanitsch begann, gerade vor Martins Fenster den Schnee wegzuschaffen. Martin sah ihm eine Weile zu und nahm dann wieder seine Arbeit auf. Es ist ein alter, hinfälliger Mann, denkt Martin. Sollte ich ihm nicht ein Gläschen Tee geben? Martin öffnet die Tür. „Komm herein und wärm dich ein bißchen", sagte er, „bist wohl ganz erfroren, was?" Gott steh mir bei!" antwortete Stepanitsch, „alle Knochen tun mir weh."

Stepanitsch leerte sein Glas, drehte es nach oben und fing an, sich zu bedanken. „Trink doch noch!" sagte Martin und schenkt sich und dem Gast noch ein. Er trinkt seinen Tee, blickt dabei aber immer wieder auf die Straße. Erwartest du jemand?" fragt der andere. „Ob ich jemand erwarte? Ich schäme mich fast zu sagen, wen ich erwarte! Siehst du, Brüderchen, ich las gestern das Evangelium von Christus, wie er auf Erden gewandelt ist. Hast doch davon gehört, was?" „Freilich, freilich", erwiderte Stepanitsch, „gehört wohl, aber unsereins ist ungebildet und kann nicht lesen."

„Na also, ich las gerade, wie er zum Pharisäer gekommen und der ihm keinen rechten Empfang bereitet hat. Und ich dachte so: wenn das uns begegnete, so wüß-

ten wir gar nicht, was zu tun, um ihn würdig zu empfangen. Dabei schlummerte ich ein, es war spät geworden. Plötzlich hörte ich deutlich: ‚Martin, morgen komme ich.' Lch schelte mich nun zwar selber, warte aber doch immer auf ihn."

Stepanitsch wiegte den Kopf hin und her und sagte nichts, leerte sein Glas und drehte es um, aber Martin füllte es von neuem. „Trink zur Gesundheit! — Ich denke so, als der Herr noch auf Erden wandelte, verachtete er niemand und verkehrte zumeist mit schlichten Leuten." Stepanitsch vergaß seinen Tee. Er sitzt da und hört zu, und über seine Wangen rollen die Tränen. „Nun, trink noch!" sagte Martin. Aber Stepanitsch bekreuzte sich, dankte und stand auf. „Nun, komme bald wieder herein", schloß Martin, „ich freue mich deines Besuches."

Stepanitsch ging fort, Martin räumte ab und setzte sich wieder zu seiner Arbeit. Jetzt erschien eine Frau am Fenster, schlecht gekleidet, mit einem Kind auf dem Arm; sie stand an der Mauer und bemühte sich, das Kind einzuhüllen, hatte aber nichts Rechtes dazu. Martin geht hinaus aufdie Stiege und ruft: „Hör mal, liebe Frau, komm herein, in der Wärme wirst du besser fertig werden." Sie folgte ihm erstaunt ins Zimmer.

„Setz dich hierher, nah an den Ofen!" sagt der Alte. „Ach, ich hab' keine Milch, hab' selbst seit der Früh nichts gegessen", jammerte das Weib. Martin schüttelte den Kopf, holte Brot und Teller und schöpfte Sauerkrautsuppe darauf. „Setz dich, gute Frau, und iß, ich warte unterdessen das Kind." Und sie erzählte ihm ihre Geschichte. Ihr Mann war als Soldat weit fortgeschickt worden, ohne daß sie etwas von ihm wieder gehört hätte. Nun suchte sie einen Verdienst.

Martin seufzte auf und fragte: „Und warme Kleider hast du wohl auch nicht?" „Woher soll ich sie haben, mein Lieber? Gestern hab' ich mein letztes Tuch verpfändet." Martin ging zur Wand, wo seine Kleider hingen, suchte ein Weilchen und brachte eine alte Unterjacke zum Vorschein. „Nimm", sprach er, „wenn's auch ein schlechtes Stück ist, zum Einwikkeln des Kleinen wird's noch reichen."

Die Frau sah die Jacke an, sie sah den Alten an, nahm die Jacke und begann zu weinen. Dann sagte sie: „Der Heiland segne dich, Großväterchen! Er ist's offenbar gewesen, der mich vor dein Fenster geschickt hat. Sonst wär' mir das Kindchen erfroren." Martin lächelte und sagte: „Wirklich, er ist's gewesen. Nicht ohne Grund schau ich zum Fenster hinaus." Und er erzählte der Frau seinen Traum.

„Alles ist möglich", sprach diese, nahm ihr Kind, dankte nochmals und wollte gehen. „Nimm dies um Christi willen!" sagte Martin und gab ihr ein Geldstück, „kannst dein Tuch damit einlösen." Die Frau war fort. Martin aß von der Sauerkrautsuppe und setzte sich dann wieder an seine Arbeit. Es gingen Bekannte vorbei und Freunde, und nichts Besonderes geschah.

Jetzt sieht Martin, daß gerade vor seinem Fenster ein altes Hökerweib stehen bleibt. Sie trägt einen Korb mit Äpfeln. Auf der Schulter hat sie einen Sack mit Spänen. Sie will ihn auf die andere Schulter legen, setzt ihn auf den Randstein, stellt den Korb auf einen Pfosten und beginnt, die Späne im Sack zusammenzuschütteln. Unterdessen kommt ein Jun-

Adventsrufen

O Weisheit, die Du aus dem Munde des Allerhöchsten hervorgegangen bist, die Du mit Macht wirkest von einem Ende bis zum anderen und alles liebevoll ordnest, komm und lehr uns den Weg der Klugheit!

O Herr und Führer des Hauses Israel, der Du dem Moses in den Flammen des brennenden Dornbusches erschienen bist und ihm auf Sinai das Gesetz gegeben hast, komm, und strecke Deinen Arm aus und erlöse uns.

O Wurzel Jesse, du bist zum Zeichen gesetzt über die Völker, vor dir werden Könige ihren Mund verschließen, die Nationen werden zu dir beten: komm uns zu erlösen, säume nicht länger.

O Schlüssel Davids und Zepter des Hauses Israel! Was Du öffnest, kann niemand schließen; was Du verschließest, kann niemand öffnen: komm und führe den Gefesselten aus dem Hause des Kerkers, wo er sitzt in Finsternis und Todesschatten.

O Morgenstern, Glanz des ewigen Lichtes und Sonne der Gerechtigkeit! Komm und erleuchte uns, die wir sitzen in Finsternis und Todesschatten.

O König der Nationen, Sehnsucht der Völker, Du Eckstein, der aus beiden Eines macht; komm und erlöse den Menschen, den Du aus Erde gebildet hast.

O Emmanuel, unser König und Lehrer, Du Erwartung und Heiland der Völker! Komm uns zu erlösen, Herr, unser Gott!

Ich gehöre nicht zu den Mutlosen, aber wenn ich lese, was die Heiligen gedacht und gefühlt, getan und geleistet haben, so will mir oft der Mut sinken. Ich brauche dann einen, der mich ermuntert, und ich finde ihn auch: dieser ein hängt am Kreuze. Alle Heiligen, Martyrer und Seligen sind ja nichts als ein Lichtglanz, eine Glorie um das Kreuz herum. Wo das Kreuz bedrückt, da erheben die Heiligen; wo die Heiligen bedrücken, da erhebt das Kreuz: das ist die himmlische Wasserwage!

Julius Langbehn

ge mit zerrissener Mütze angerannt, ergreift einen Apfel und will weiter. Die Alte aber dreht sich schnell und packt den Jungen am Ärmel. Der Bengel will sich losreißen, doch die Alte schlägt ihm die Mütze vom Kopf und faßt ihn an den Haaren.

Martin nahm sich nicht einmal Zeit, die Ahle ins Leder zu stecken, warf sie hin, sprang die Stiege hinauf, stolperte und verlor sogar seine Brille. Er nahm den Jungen bei der Hand und sagte: „Gib ihn frei, Großmütterchen, verzeih ihm um Christi willen!" „Ja freilich!" rief das Hökerweib, „ich werde ihm so verzeihen, daß er ein ganzes Jahr daran denken soll! Auf die Polizei führ ich den Taugenichts!" Martin begann zu bitten: „Laß ihn, er wird's nicht wieder tun."

Die Alte gab den Jungen frei. Der wollte gleich davon, Martin aber hielt ihn zurück. „Bitt' um Verzeihung", sprach er, „und tu nie wieder so etwas!" Der Knabe begann zu weinen und bat um Verzeihung. „So ist's recht", sagte Martin und hielt ihm einen Apfel aus dem Korbe hin, indem er sagte: „Ich bezahl's, Großmutter." „So verwöhnst du die Spitzbuben", brummte das Weib. „Prügel sollte er kriegen, daß er eine Woche nicht sitzen kann." „Ach, Mütterchen", antwortete Martin, „so meinen wir es wohl, Gott aber meint es anders. Wenn man den Jungen für den Apfel prügeln soll, was soll dann mit uns wegen unserer Sünden geschehen?" Die Alte schwieg. Und Martin erzählte ihr das Gleichnis von dem Herrn, der seinem Knechte die ganze Schuld erließ, der Knecht aber ging hin, seinen Mitknecht wegen der kleinen Schuld zu würgen. Die Alte hörte aufmerksam zu. „Na ja, Kinder sind Kinder!" sagte sie dann, „mag er laufen in Gottes Namen!" Als sie dann den Sack aufnehmen wollte sprang der Knabe hinzu: „Laß mich ihn tragen, Großmutter; ich hab' denselben Weg." Die Alte nickte mit dem Kopf und lud ihm den Sack auf. Sie hatte sogar vergessen, Martin an das Geld für den Apfel zu erinnern. Martin blickte ihnen nach und hörte, wie sie plauderten.

Mittlerweile war es dunkel geworden. Martin zündete sein Lämpchen an und holte das Neue Testament vom Brett. — Da war ihm, als rührte sich etwas hinter ihm. Wirklich, dort in der Ecke stehen Leute, er kann nur nicht erkennen, wer sie sind. Eine Stimme flüstert ihm ins Ohr: „Martin, hast du mich nicht erkannt?" „Wen denn?" fragte er. „Mich", erwiderte die Stimme, „sieh, das bin ich!" Und aus dem Dunklen trat Stepanitsch hervor, lächelte und verging wie eine Wolke. Die Stimme aber flüsterte: „Auch das bin ich!" Und aus der Ecke trat das arme Weib; das Weib lächelte, das Kindchen lachte — und beide verschwanden. „Auch das bin ich", sprach die Stimme. Und das alte Hökerweib und der Junge mit dem Apfel traten hervor. Beide lächelten Martin an und verschwanden. Da wurde es Martin fröhlich ums Herz . . . –

Es gibt keinen Zufall

Es passiert jeden Tag etwas. Und nicht nur Erfreuliches. Auch Entsetzliches, furchtbare Katastrophen. Daß ein Flugzeug abgestürzt, Hagel die Ernte zerschlägt, ein Erdbeben Provinzen verwüstet. Freilich, wir haben uns daran gewöhnt, besonders wenn es weit weg ist: in China, Indien, Algier. Wir lesen das zwischen Suppe und Braten mit den Erklärungen dazu: wegen eines Konstruktionsfehlers — auf Grund arktischer Kaltluftmassen — durch tektonisches Beben.

Ab und zu jedoch schreckt die Menschheit auf. Als 1906 ein Erdbeben San Franzisko zerstörte, als 1912 die Titanic versank, als 1939 das Luftschiff verbrannte, als 1953 eine Sturmflut Holland verwüstete. Plötzlich waren alle Berechnungen, Kalkulationen, Schutzmaßnahmen durchbrochen. Der Mensch erkannte, daß weder Zivilisation, noch Technik ihn vor Unberechenbarem schützt. Da ist niemand greifbar, der angeklagt oder verurteilt werden kann. Wegen fahrlässiger Tötung oder Kriegsverbrechen.

Ab und zu schrecken auch wir auf. Wenn jemand aus der Familie verunglückt, die Ernte verfault, wenn wir selbst in eine dieser Katastrophen geraten. „Schicksal", „Zufall" oder „Vorsehung", so nennt man es. Aber diese Namen trösten weder, noch befriedigen sie. Eine Vorsehung, die blind wütet, ist keine. Ein sinnloses Schicksal ist nicht besser als ein holzgeschnitzter Fetisch. Entweder wir leugnen Gott, dann ist alles Zufall: Oben und unten, gut und böse, Leben und Tod; dann bleibt es sich gleich, ob wir von „Schicksal", „Unsinn" oder „Zufall" sprechen. Oder aber wir glauben an Gott, dann gibt es keinen Zufall, dann steht auch hinter Mißernte, Erdbeben, Überschwemmung der Allmächtige.

Im Mittelalter wußte man das noch. Und man ahnte, daß hinter Unordnung, Krankheit, Not irgendwie Schuld steht, persönliche Schuld, Schuld eines Volkes oder die Urschuld der Menschheit. Selten läßt sich genau sagen, welche Schuld das ist. Aber es gab die Sintflut, den Untergang Sodoms und Gomorras, die keine zehn Gerechte mehr hatten, die Zerstörung Jerusalems, nicht ohne Schuld — und wir selber wissen, daß auch wir nicht ohne Schuld sind. Wir haben es erlebt und Gottes Strafe dazu.

Gottes Liebe fand keine Ansatzpunkte mehr, so mußte sein Zorn sprechen. Christus weinte über Jerusalem, weil er seinen Untergang vorhersah, und hatte doch als Gott ihn selber beschlossen. Gott spricht nicht nur in reichen Scheuern und vollen Kellern zu uns, auch durch Mißernte und Katastrophen.

Es gibt keinen Zufall. Es gibt einen Gott, der uns liebt, auch wenn er nimmt. Dann will er uns sagen, daß wir über unsere Ernte, unseren Scheuern seine Ernte und seine Scheuern nicht vergessen sollen.

R.

Aus der katholischen Welt

Auswanderungsland Paraguay

Von Paraguay weiß der Durchschnittseuropäer nicht viel mehr, als daß es eine südamerikanische Republik ist. Die ältere Generation mag sich zusätzlich erinnern, daß es vor 25 Jahren zwischen Paraguay und Bolivien ein Krieg gegeben hat, der zum großen Teil im entbehrungsreichen Chaco-Gebiet ausgetragen wurde. Aus Nachschlagewerken kann man im Falle besonderen Interesses noch erfahren, daß Paraguay eine Flächenausdehnung von gut 406 000 qkm besitzt, daß seine Einwohnerzahl etwa 1,5 Millionen erreicht, daß 75 Prozent der Bevölkerung in einem Umkreis von 200 km um die Hauptstadt Asuncion wohnen und daß von 41 Millionen ha anbaufähigen Bodens nicht ganz vier Prozent landwirtschaftlich genutzt werden.

Mie solch bescheidenem Wissen wird man allerdings der Bedeutung Paraguays in keiner Weise gerecht — am allerwenigsten als Deutscher. Hier nämlich bestehen Beziehungen, die bis in die erste Hälfte des 16. Jahrhunderts zurückreichen. Schon damals nämlich wurde der Deutsche Ulrich Schmiedel aus Straubing zum anerkannt ersten Geschichtsschreiber Paraguays. Später wurde allerdings allen Fremden die Einreise in die Provinzen Spaniens in Südamerika, zu denen Paraguay zählte, untersagt. Erst als diese Sperre 1664 wenigstens für Untertanen des Habsburger-Reiches gefallen war, konnten zahlreiche Deutsche auf Missionsstationen des sogenannten Jesuitenstaates tätig werden. Sie beschränkten sich nicht auf die religiöse Betreuung, sondern führten ihre Schutzbefohlenen auch in die Praxis der Landwirtschaft, des Handwerks, des Bauens, der Heilkunde sowie in die Künste ein.

Die moderne Einwanderung nach Paraguay begann erst nach dem Jahre 1870. Deutsche aus allen Teilen des großen deutschen Vaterlandes beteiligten sich an dem Wiederaufbau Paraguays, das damals durch einen mehrjährigen Krieg verwüstet worden war. Bedeutende Werke enstanden durch deutsche oder vorwiegend deutsche Arbeit: der Botanische und Zoologische Garten in Asuncion, die wichtigste Viehstation, die erste Liebigsche Fleischextrakt- und Konservenfabrik, das Telefonnetz und die modernen Autobusse von Asuncion. Bürger deutscher Abstammung bekleiden hohe Ämter: Eduard Schärer, Sohn eines Deutschschweizers, wurde 1912 Staatspräsident (bis 1916); Alfredo Strößner, der gegenwärtige Präsident, ist der Sohn eines aus Niederbayern stammenden Einwanderers; Bürgermeister von Asuncion ist Gustav Strom.

Deutsche Siedlungsgebiete

Die Zahl der Deutschen (aller Volksgruppen) in Paraguay beläuft sich zur Zeit auf 25 000. Sie verteilen sich in der Hauptsache auf fünf Siedlungsgebiete und auf die Hauptstadt Asuncion. (Wir folgen hier vor allem Darlegungen Dr. Hans Blöckers „Deutsche Kolonisation in Paraguay" in „Übersee-Rundschau", Oktober 1955.)

Die Kolonie San Bernardino liegt 50 km östlich von Asuncion. Sie wurde 1880 von Berliner und Hamburger Arbeitern und Handwerkern gegründet. Unter den etwa 3 000 Einwohnern bilden die Deutschen die führende Minderheit. San Bernardino ist heute der erste Kurort des Landes. Unweit davon haben in der Gegend von Altos zahlreiche deutsche Bauern Streusiedlungen geschaffen.

Im Gebiet von Villarica und Yegros befinden sich mehrere Kolonien: Caaguazu mit rund 2 000 Bewohnern, 1848/49 von deutschen Menoniten aus Osteuropa und Kanada gegründet; Independencia, 1920 von Reichsdeutschen und Deutschbrasilianern ins Leben gerufen; Carlos Pfandl, 1931 vorwiegend von Österreicher, und Sudetia, 1934 von Sudetendeutschen gegründet.

In Alto Parana, wo es eine Reihe lebenskräftiger Kolonien gibt, ist vor allem Hohenau zu nennen, das auf schwer zu bearbeitendem Gelände 1900 gegründet wurde und hauptsächlich von Deutschbrasilianern bewohnt ist.

Im Gebiet von Alto Paraguay gründete Dr. Bernhard Förster, der Schwager Friedrich Nietzsches, bereits 1887 die Kolonie Uueva Germania. Ihren besonderen wirtschaflichen Aufstieg verdankte sie einer Erfindung des Siedlers Fritz Neumann, die zu einer ertragreichen Kultur des Yerbastrauches führte. Weitere deutsche Siedlungen in diesem Gebiet befinden sich bei San Pedro und bei Conception. In den letzten zwei Jahrzehnten entstanden die Kolonien Friesland, Volendam und Primavera.

In den Chaco (man nennt dieses Gebiet die „Grüne Hölle") wanderten zwischen 1928 und dem zweiten Weltkrieg etwa 4 000 deutsche Menoniten aus Kanada, Rußland und Polen ein. Sie gründeten die Ansiedlungen Menno und Fernheim mit je 20 Dörfern; nach dem zweiten Weltkrieg trat auch die Kolonie Neuland ins Leben. In diesem Teil des Chaco-Gebietes leben heute 6 000 – 7 000 Menschen.

In der Hauptstadt Asuncion befinden sich gegenwärtig rund 4 000 Deutsche, abgesehen von jenen deutschen Einwanderern, für welche die Hauptstadt die erste Station ihrer Einwanderung bildet. Die in Asuncion ansässigen Deutschen sind vor allem Handwerker, Techniker, Ingenieure und Kaufleute. Führend ist das deutsche Element im Brauerei- und Gastgewerbe. Deutsche sind besonders in Industrie und Handel tätig und betreiben überdies vorwiegend Reparaturwerkstätten für Kraftwagen und Maschinen, Radio- und Elektroläden, feinmechanische Werkstätten, Eisenhandlungen, Gärtnereien und milchwirtschaftliche Betriebe.

Zwei deutsche Oblatenpatres sind in der deutschsprachigen Seelsorge tätig: P. Gietzen in Independencia mit den Kolonien Carlos Pfandl und Sudetia sowie P. Mock in Asuncion.

Nach Assisi ist Canidé in Brasilien der größte Franziskusgnadenort der Welt. In der letzten Wallfahrtssaison betrug die Zahl der Pilger rund 400 000. Seit 34 Jahren leiten deutsche Franziskaner die Seelsorge an der Franziskusbasilika und in der Pfarrei Canidé mit ihren 50 000 Pfarrkindern, die auf eine Ausdehnung von über 100 km in 50 Kirchen und Kapellen dem Messebesuch und Sakramentenempfang nachkommen können.



Aus unseren Gemeinden

Vancouver — In Vancouver, nahe den USA und direkt am Pazific, taten sich 1946 die ersten Personen zusammen, um ein deutsche katholische Gemeinde zugründen, und schon 1948 konnte mit dem Bau einer eigenen Kirche begonnen werden. Noch unvollendet, wurde hier später die erste Christmette gefeiert. Schon 1954 vergrößerte die junge Gemeinde ihre Kirche. Anfangs war der Frauenverein die tragende Stütze der Pfarrgemeinde, später kam die Hl. Namen-Bruderschaft als zweiter Eckpfeiler hinzu. Es wurden ein Kirchenchor gegründet, eine deutsche Orgel und deutsches Glockengeläut angeschafft. Anfangs 1956 trafen und sammelten sich Kolpingssöhne in Vancouver, um auch im weiten Kanada das Kolpingsbanner aufzupflanzen. P. Riffel O.M.I. übernahm das Präsesamt. Endlich, am 8. Dezember 1956, konnten die Kolpingsfamilie Vancouver konstituiert und das Kolpingbanner geweiht werden. Mit 5 Alt- und 7 Neumitgliedern machten wir den Anfang. Zu unserer Freude nahmen auch der deutsche Konsul Dr. Liebrecht und Vertreter der zwei deutschsprachigen Zeitungen Kanadas an unserer Gründungsversammlung teil.

Toronto — Wir lesen im Pfarrblatt der deutschen St. Patricksgemeinde von Toronto: „Der 13. Deutsche Katholikentag sollte auch für unsere deutsche katholische Gemeinde St. Patrick ein neuer Meilenstein sein. Auf diesem Meilenstein stehen mit goldenen Buchstaben eingemeißelt die Worte: „L e b e n d i g e P f a r r g e m e i n d e”. Der Katholikentag hat uns Seelsorgern auch für die Jugendseelsorge vor die Tatsache gestellt, daß wir diesen Zweig unserer Arbeit mehr aktivieren müssen, daß aber auch die Jugend selbst sich mehr bemühen muß, sich als „lebendige Bausteine” in die Kirche im Kleinen einzubauen und so wirklich eine lebende Christus-Jugend werden müsse.

In einer gemeinsamen Besprechung der Seelsorge wurde der Entschluß gefaßt, die gesamte Jugend unserer deutschen katholischen Gemeinde in der „Katholischen Jugend” zusammenzufassen, die geeint und verbunden ist von den gleichen Zielen und den gleichen Idealen. In diesem großen Pfarrjugendverband sollen nun künftig folgende Gruppen bestehen: 1 – Junior Holy Name Society (für Jungmänner), 2 – Christliche Arbeiterjugend (für Jungmänner und Mädchen), 3 – Kolpingsfamilie (für Jungmänner), 4 – Marianische Mädchenkongregation. Aus jeder dieser Jugendgruppen bilden Vertreter einen Gesamtvorstand, der für alle allgemeinen Jugendversammlungen verantwortlich und zuständig ist, wie z. B. für die Gestaltung des Sonntagsabends (für die gesamte Pfarrjugend), Monatskommunion, Bekenntnisfeier, Kirchliche Feierstunden. Jede dieser Gruppen hat jedoch eigene Gruppenabende und behält das eigene ihnen spezielle Programm.



Toronto, Ont. — Die deutsche St. Patricksgemeinde zu Toronto erreichte im ersten Halbjahr 1957 eine Rekordzahl von 252 Taufen. Klein Barbara, auf dem Schoße ihrer Mutter Katharina Maria Huber, gehört zu diesen 252 getauften deutschen katholischen Neueinwandererkindern. Der bekannte deutsche Arzt Dr. Carl Pietz, Toronto, half Barbara auf dem Wege in die Welt, der neueingewanderte Redemptoristenpater K. Schindler taufte es. Dr. Carl Pietz ist den deutschen Katholiken Torontos durch seine Vorträge bei der Gemeinschaft junger katholischer Eheleute wohl bekannt. Gehalten wurden diese Vorträge im schönen katholischen Vereinshaus der deutschen Gemeinde von St. Patrick, im German-Catholic-Settlement House.

London, Ont. — Seit Oktober findet im Saal der katholischen Einwanderermission in London, Ont., 150 Kent Street, katholischer Gottesdienst in deutscher Sprache statt. Der Gottesdienst wird an jedem zweiten Sonntag des Monats abgehalten. H. H. C. Moullion, Pfarrer der deutschen St. Michaels-Gemeinde zu Windsor, Ont., hat die Seelsorgearbeit unter unseren deutschen Katholiken in London, Ont., übernommen.

Hamilton, Ont. — Die deutschen Katholiken der Stadt Hamilton, Ont., konnten sich nun auch ihr eigenes Kirchengebäude erwerben. Es liegt im Westteil der Stadt. Wir hoffen, bald Näheres darüber zu erfahren. Inzwischen gratulieren wir unseren Brüdern und Schwestern der Stadt Hamilton. Auch ihrem Seelsorger, dem hochw. Pallotinerpater J. May.

Menschen von drueben

Ich klage mich selbst dessen an

Selbst auf die Gefahr hin, daß man mir vorwerfen wird, ich verderbe damit gerade das, was ich schützen möchte, will ich die Geschichte von Lieselotte erzählen, die mir immer noch sonderlich nachgeht.

Die Akten sind über diesen Fall längst geschlossen, wie man so schön sagt, und ich muß gestehen, ich weiß auch nicht, was weiter aus ihr geworden ist. Manchmal aber ist es, als sähe ich die Augen dieses Mädchens vor mir, diese klaren, leuchtenden Augen, in denen eine furchtbare Einsamkeit wacht, wie so oft die Menschen an der pommerschen Küste haben, wasserhell und hart. Ihre Iris hatte einen ganz schmalen, dunklen Rand, das gab diesen Augen einen besonderen Reiz, und es schien, als könnten sie keine Lüge ertragen. Ich bin auch noch immer überzeugt, daß Lieselotte nicht gelogen hat, so verworren und eigentlich schmählich ihre Geschichte auch endet . . . Ich bin in einem Flüchtlingslager gewesen, in dem ausschließlich junge Mädchen waren, die hier ihre Aufnahme in die Bundesrepublick erwarteten und zugleich hier in Arbeit vermittelt werden wollten.

Wir brauchten zu Hause eine Hausgehilfin, und ich nahm mir vor, einer von den vielen Hunderten von Mädchen vielleicht dadurch helfen, daß ich sie herausnahm aus der Ungewißheit der Arbeitssuche mit einem genauen Vorschlag, mit dem Angebot, sie in ein Haus und in eine Familie hineinzunehmen, wo sie es menschlich gut haben würde.

Das Mädchen, auf das schließlich meine Wahl fiel, war eben Lieselotte. Sie kam mit Fluchtgründen, die uns zunächst unglaubhaft erscheinen mußten, denn sie wiedersprachen ganz und gar dem üblichen Vorgang, wie wir ihn aus vielen anderen Fällen kannten. Lieselotte hatte von den Russen zu Spitzendiensten gezwungen werden sollen, aber dabei waren die Kommissare ganz anders vorgegangen als sonst.

Lieselotte hatte darüber eine genaue Schilderung abgegeben, gleich nachdem sie ihren Bedrängern in der Zone entflohen war. Jetzt saß sie Wochen später vor uns und wiederholte ihre Schilderung, nicht Wort für Wort, aber doch sinngemäß, und beide Schilderungen stimmten in allen Einzelheiten überein.

In ihren Augen war kein Ausweichen, kein Verstecken. Sie waren so klar wie ihre Antworten.

Schließlich schickten wir das Mädchen hinaus, um ihren Fall zu beraten.

Wir riefen Lieselotte wieder herein, ermahnten sie noch einmal zur Wahrheit. Sie schien nicht verletzt, daß wir immer noch an ihren Aussagen zweifelten. Nur in ihren Augen war eine große Einsamkeit.

"Ich kann nichts anderes sagen, als wie es wirklich gewesen ist."

Sie wiederholte diese Worte mit einer stillen Ruhe. Die Sicherheit, mit der sie es von sich wies, eine zugeschobene, billige Verdrehung aufzugreifen, um uns vielleicht leichter zu überzeugen, überzeugte uns schließlich ganz. Gelassen nahm sie es hin, daß wir sie als politischen Flüchtling anerkannten. Sie gab uns mit ihrer unbeirrbaren Sicherheit nur das Gefühl, daß hier einer Gerechtigkeit Genüge geschehen sei.

Als sie hinausgehen wollte, hielt ich sie noch einen Augenblick zurück. Was sie nun vorhabe, fragte ich sie. „Ich weiß es noch nicht", sagte sie; „etwas lernen — ich habe ja gar nichts gelernt, nur Traktorfahren, und das mag ich nicht mehr."

Da fragte ich sie, ob sie als Hausgehilfin zu uns kommen wolle. In ihre Augen kam ein überraschtes Strahlen.

Sie versprach, in der Mittagspause an der Tür auf mich zu warten, damit wir alles weitere miteinander besprechen könnten.

So gingen wir in der Mittagspause die breite Lagergasse auf und ab. Ich setzte ihr auseinander, welche Aufgaben sie erwarten. Sie waren nicht schwer. Ich erzählte ihr von dem Haus, in dem wir wohnten, von unseren Kindern — eine Tochter war ungefähr gleichaltrig mit ihr —, und sie antwortete, indem sie von sich erzählte, von ihrer Mutter und den jüngeren Geschwistern, für die sie hatte Geld verdienen müssen, denn ihr Vater — ein Bauer in Pommern — war 1945 vor ihren Augen von den Russen erschlagen worden. Nun war sie in Sorge, wie die Mutter mit den kleinen Geschwistern ohne sie durchkommen werde, und freute sich in dem Gedanken, daß sie mit ihrem Lohn werde Päckchen nach Hause schicken können. Es war etwas Fröhliches,ja, etwas Glückliches über sie gekommen, ohne daß sie dabei überschwenglich wurde. Sie blieb klar und einfach, wie es ihre Antworten in der Verhandlung gewesen waren. Ich war überzeugt, daß es gut mit ihr gehen würde.

Am Nachmittag sagte mir die Lehrerin, da die Mädchen im Lager ja alle ärztlich untersucht würden, sollte ich mir doch Gewißheit über ihren Gesundheitszustand verschaffen. — Es war, so schien mir, ein sehr vernünftiger Ratschlag.

So ging ich zu der Ärztin, trug ihr meine Frage und meine Gründe vor. Sie konnte sich an Lieselotte selbst nicht gleich erinnern und sah in ihren Aufzeichnungen nach. Doch schien ihr ein kurzer Blick zu genügen. Sie schüttelte mit dem Kopf. „Nein", sagte sie, es lägen da Dinge in der Vergangenheit vor, daß sie das Mädchen mir nicht empfehlen könne. Mehr zu sagen verbiete ihr die ärztliche Schweigepflicht.

Ich drängte nicht weiter. Ich war sehr betroffen, doch war ich offengestanden zunächst gar nicht gewillt, mich diesem Verdammungsurteil zu fügen, da ich von

ADVENT

Mutter sagt, im Dezemberschnee
verlässt das Christkind die Himmelshöh.
Schon blinkt der Schnee so hell und licht,
das Christkind aber kommt noch nicht.

Mutter sagt ,in der längsten Nacht
hernieder eilt es, leise und sacht.
Früh dunkelt der Abend das Himmelszelt,
Christkindlein hat noch nicht geschellt.

Mutter sagt: „Nun ist's Advent,
Kindlein, faltet recht oft die Händ',
und betet fromm und folget gern,
das Christus Kind ist ja nicht fern.

Mutter sagt: „Viertausend Jahr
haben die Menschen gewartet sogar,
bis Christkindlein zum erstenmal
im Kripplein lag, in Bethlehems Stall."

Mutter, bitte, zu Christkindlein's Ehr,
schnell uns noch ein Liedlein lehr.
Kommt dann endlich das Christuskind,
singen wir's ihm zum Danke geschwind.



Lieselottes menschlichen Qualitäten ganz überzeugt war.

Das war ihre Geschichte: 1945 waren die Russen bei ihrem Vormarsch durch Pommern auf den Hof des Vaters eingedrungen. Ohne viel zu verhandeln, hatten sie den Vater vor ihren Augen ermordet, dann waren sie über sie, die damals 13 Jahre alt war, hergefallen und hatten ihr Gewalt angetan. Darauf war sie lange krank gewsen — doch nun sei dies überwunden. Das aber habe wohl die Ärztin gemeint, denn sie habe dieses in ihr Buch aufgeschrieben. Meine Zeit im Lager ging zu Ende. Am nächsten Tag wollte ich abreisen. In der Nacht überlegte ich immer wieder, was mit Lieselotte nun weiter geschehen solle, und immer mehr befestigte sich in mir der Entschluß, es trotzdem mit ihr zu versuchen. Wenn dies wirklich das einzige war, was gegen das Mädchen sprach, jetzt, wo sie wieder gesund war — denn auch die Ärztin hatte ja von der Vergangenheit gesprochen —, durfte man ihr das nachrechnen, was sie doch nicht selbst verschuldet hatte? Ja, mir schien in diesem Mädchen sogar eine Aufgabe gestellt zu sein, sie in meine Familie aufzunehmen, wo sie geschützt sein würde, nicht allein stehen müßte als Fremdling. Ich wollte ihr helfen, aus ihrem zerschlagenen Leben herauszufinden. Die heilenden Kräfte des Lebens, glaubte ich, seien in Lieselotte so stark, wenn sie erst einmat zur Ruhe käme — man müsse ihnen nur die Möglichkeit geben, sich zu entfalten.

Am Morgen sah ich Lieselotte, als ich durch das Lager ging. Sie wollte mir ausweichen, doch rief ich sie an, und gehorsam, mit unbewegtem Gesicht kam sie auf mich zu. An ihren Augen sah ich, daß sie geweint hatte.

Ich sprach sehr ernst mit ihr, was ich mir in der Nacht alles überlegt hatte, und plötzlich sah ich ihre Augen aufleuchten in einer übergroßen Freude.

"Ich bin so traurig gewesen, daß dies alles nicht hat sein sollen, worauf ich mich so gefreut habe", sagte sie leise.

"Ich kann es ja verstehen, aber es ist so schwer . . ."

Dann lachte sie. "Das werde ich nie vergessen, daß noch alles gut werden kann."

Sie gab mir die Hand so offenherzig und dankbar, das ich ganz gerührt war.

Wir machten aus, daß sie in ein paar Tagen zu uns kommen sollte. Dann fuhr ich ab.

Der festgesetzte Tag kam. Wir warteten. Aber Lieselotte erschien nicht. Wenig später bekam ich einen Brief aus dem Lager, in dem mir die Gründe mitgeteilt wurden, die ihr Kommen verhindert hatten.

Am Abend, nachdem ich fortgefahren, habe sich Lieselotte sinnlos betrunken, und zur Rede gestellt, sei sie frech und ausfallend geworden. Am Tage danach hätte sich der wüste Auftritt wiederholt — daraufhin habe man sie in ein Heim gebracht, in dem solche Mädchen gebessert werden sollen.

Ich war tief betroffen von dieser Nachricht und bin es, offengestanden, noch immer. Allmählich aber glaube ich, eine Lösung des Rätsels, das über diesem erschreckenden Ende liegt, gefunden zu haben: ich bin noch immer überzeugt, daß Lieselotte im Kern anständig und ehrlich war, aber die Katastrophe, in die sie als Kind hineingerissen wurde, mit dem Mord an dem Vater und der Schändung, die sie an sich selbst erfuhr, hat etwas für immer in ihr zerbrochen — wie wenn von einem Zahnrad ein Zahn ausbricht. Zunächst mag das Rad scheinbar noch immer funktionieren, die Zähne greifen in das Getriebe und bewegen es weiter und weiter. Plötzlich aber kommt die Lücke. Da setzt es aus. Da erweist es sich als untauglich. Alles kommt in Unordnung. Es hilft nichts, man muß das Rädchen herauswerfen. Es ist nur noch Schrott.
Vielleicht hat die übergroße Freude diesen Bruch, den Lieselotte schuldlos erfahren hatte, plötzlich wieder hervortreten lassen. Gerade als sie sich freute, aus aller Ungewißheit heraus wieder einen Halt gefunden zu haben, überfiel sie das Haltlose, ließ sie in einen Abgrund stürzen, der sie unfähig für die Gemeinschaft machte, die sie hatte aufnehmen wollen.

Sehen Sie, darum glaube ich, die Geschichte dieses Mädchens erzählen zu sollen, auch auf die Gefahr hin, daß vielleicht einer sagen wird, so seien eben die Flüchtlinge, sie taugten alle nichts. — Nein, so ist es gewiß nicht, aber vielleicht müssen wir immer wieder neu erschrocken begreifen, wie tief diese Menschen verwundet sind, wie sehr gerade die jungen Menschen aus der anderen Welt drüben von ihrer Gewalt und ihrem unerträglichen Zwang schon bestimmt sind, auch wenn sie sich dagegen auflehnten. Vielleicht werden sie die Freiheit, die ihnen bei uns gewährt ist, mißbrauchen, und das Recht, das wir ihnen zugestehen, verkennen.

Ein zerbrochenes Zahnrad muß man fortwerfen, will man nicht den ordentlichen Gang des ganzen Getriebes gefährden. Aber was soll mit den zerbrochenen Menschen geschehen, die krank sind an dem, was sie selbst gar nicht verschuldet haben? Bedürfen sie nicht ganz besonders einer verstehenden Liebe, um sich im Leben wieder zurechtfinden zu können —?

Aber gerade dann werden Sie mir aus meiner Geeschichte heraus vorwerfen können, daß ich es an dieser Liebe habe fehlen lassen — und wirklich: Sie haben recht. Ich klage mich selbst dessen an. –

Die Christusglocke läutet

von Hans Bartmann

Es war am Volkstrauertag. Abends. Bei Möntrichs in der Diele schlug die große Standuhr neun. Peter, der Älteste von den Möntrichs Rangen, hatte sich gerade zu Bett gelegt. Er war müde. Zwei Tage war der Vater mit ihm und seiner Zwillingsschwester verreist gewesen. Weit fort. Zum Grabe des gefallenen Onkels. Aus dem Zimmer nebenan rief ihm Ursula leise ihren Gute-Nacht-Gruß zu. Da horchte Peter auf. Es läutete. Durch das Dunkel der Winternacht klang der tiefe Ton der Christusglocke der Pfarrkirche. Weit, weit durchs ganze Tal. Warum bloß? Auch die Schwester hörte es. „Warum läutet es denn so spät am Abend?" „Jch gehe einmal hinunter und frage Mutter ", sagte der Bruder.

Als er ins Wohnzimmer trat, sah er Vater und Mutter im Herrgottswinkel. Gerade betete der Vater: „Christus, Du König der Herrlichkeit", und Mutter antwortete: „Komm mit Deinem Frieden!"

Peter kannte diesen Spruch. Und das Läuten der Christusglokke rief ihm sofort ins Gedächtnis, wo er ihn gehört hatte. Es war die Inschrift derChristusglocke. Der Priester hatte sie bei der Glockenweihe vor einigen Wochen übersetzt: „Christus, Du König der Herrlichkeit, komm mit Deinem Frieden!" Immer wieder klang dieser Glockenruf hier im Zimmer wider durch den Mund der Eltern. Und zwischendurch betete der Vater um den Frieden in der Familie. Um den Frieden in unserem Volke: „Nimm weg von unserem Vaterlande Verfolgung, Trübsal und Gefahr!" Und um den Frieden der ganzen weiten Welt. Draußen aber klang das Beten der Glocke: „Christus, Du König der Herrlichkeit, komm mit Deinem Frieden!" Peters Zwillingsschwester hatte oben in ihrem Bette gewartet und gewartet. Und als der Bruder gar nicht wiederkam, war auch sie hinuntergegangen und hatte noch den letzten Gebetsruf gehört. Sie durfte dann mit den Eltern und dem Bruder gemeinsam eine neue Strophe ihres Lieblingsliedes singen. Von Maria, dem Meeresstern.

Das Gebet war zu Ende: das Beten hier im Herrgottswinkel und der Gebetsruf der Glocke durchs Tal. Die Mutter schickte ihre Kinder wieder ins Bett. Und als die beiden noch allerlei fragen wollten, sagte sie: „Morgen wird euch der Vater alles erzählen." — Und so geschah es nach dem Angelusläuten am nächsten Mittag. „Als vor 500 Jahren vom Osten her Krieg und die Gefahr des Untergangs durch die Türken drohte, hat man dieses Läuten am Mittag eingeführt. Man nannte es damals. Türkenläuten. Mittag für Mittag rief die Glocke zum Beten. Und Gott erhörte das Gebet der flehenden Christen. Nun droht wiederum Kriegsgefahr. Jetzt wird hier Abend für Abend um 9 Uhr die Christusglocke rufen zum Gebet für den Frieden. Von heute ab kommen Mutter und ich, wenn die Glocke abends läutet, hinauf zu euch ins Schlafzimmer. Beten und singen dort oben. Leise. Ganz leise. Damit wir die Schlafenden nicht wecken. Die aber wach sind, beten mit." Und so geschieht es seither bei Möntrichs. Halb wach, halb schlafend, halb träumend hören auch die Kleinen das leise Singen: Königin vom Frieden, o Maria hilf! / Bitt für uns hinieden, o Maria hilf! / Maria hilf uns allen aus unserer tiefen Not. Und die leisen Töne von Mutters Zupfgeige läuten die Nacht hindurch durch ihre Träume ebenso wie der tiefe Klang der Christusglocke, der durchs Tal tönt. –

Um die eheliche Treue

Der Heilige Vater hat uns aufgefordert, die Christenheit möge den gesamten Ernst ihres Gebetes, dieses Schlüssels zu den Gnadenkammern Gottes, aufwenden, um die Kraft von oben zu erflehen: auf daß die Einsicht in das große Geheimnis der Ehe in den Herzen wachsen möge und die Ehegatten, vor allem die christlichen, mit aller Entschlossenheit am göttlichen Eheideal, das die unbedingte Treue der Ehegatten einschließt, festhalten oder wieder zu ihm zurückfinden.

Denn gerade die Ehe als göttliche Einrichtung und menschliche Gemeinschaft steht heute inmitten allergrößter Gefahren. Das moderne Leben mit seiner Flut von Reizen und Zerstreuungen, mit seinen laxen gesellschaftlichen Gewohnheiten, seinen sozialen and wirtschaftlichen Bedingtheiten, die Mann und Frau nur allzusehr im täglichen Leben auseinanderreißen, leistet der Ehezerrüttung reichlich Vorschub. Die Ehescheidung nimmt weite Ausmaße an und wird oft vom Staat in unverantwortlicher Weise erleichtert. Der Ehebruch ist eine vielfältige Erscheinung, die manchmal sogar mit stillem Einverständnis beider Teile geduldet wird oder aber berechtigten Anlaß zu schweren Zerwürfnissen bietet.

Aber auch „feinere" Untreue, die sich auf vielerlei Arten tarnt, ist an der Tagesordnung und führt zur Aufspaltung des ehelichen Ideals. Der Schaden ist unübersehbar: die eheliche Untreue ist ein Unrecht gegen den Ehegatten, eine tiefgehende Verwundung der ehelichen Liebe, die Ursache von Traurigkeit, Enttäuschung, Zwist, Hader und Unglück; sie bereitet oft genug den Weg zur schließlichen Scheidung, und die Erziehung der Kinder ist aufs schwerste bedroht.

Der hl. Thomas von Aquin faßt — nach dem hl. Augustinus — den Sinn der Ehe klassisch wahr zusammen: „Die Güter der Ehe, sofern sie ein Sakrament der Kirche ist, sind drei: Die Kinder, die zum Dienste Gottes aufzunehmen und zu erziehen sind, die Treue, sofern ein Mann sich mit einer Gattin verbindet, das Sakrament, sofern die eheliche Verbindung unauflöslich ist, zum sakramentalen Zeichen der Vereinigung Christi mit der Kirche."

Drei Mittel nennt der Hl. Vater als Schutzwall gegen die Flut der ehelichen Untreue, die heute so überhand nimmt, Mittel, deren Segen vor allem die Christen empfangen, wenn sie sie treu benützen: Tiefere, durch Selbststudium erworbene oder durch die Priester empfangene Kenntnis des Geheimnisses der christlichen Ehe im Lichte der Offenbarung; öfterer Empfang der hl. Eucharistie und die Weihe der Familie an das heiligste Herz Jesu. Die Warnung und Mahnung des Hl. Vater kann nicht ernst genug genommen werden. In der ehelichen Treue und im Aufbau eines gesunden christlichen Familienlebens ist der Aufstieg der menschlichen Gesellschaft. beschlossen.

P. Beat Ambord

DAS SCHERBENGERICHT

Vaters Freund hat aus Ägypten eine Vase geschickt — eine echte natürlich, oder haben Sie schon einmal eine unechte Vase gesehn? Vater ist stolz darauf, weil nicht „made in Germany" draufsteht, und Mutter ist stolz, weil man auf den ersten Blick erkennt, daß sie von weither kommt. Es sind Lotosblumen darauf abgebildet und ein Schwan darauf so schlecht gemalt ist, daß er unbedingt echt sein muß.

Nur Willibald, der jetzt schon in die Schule geht, mag die Vase nicht, weil sich Vater und Mutter nicht einigen können, wo sie stehen soll. Klar, daß Vater sie im Arbeitszimmer haben will, und ebenso klar, daß Mutter sie im Wohnzimmer aufstellen möchte, denn die Barockkredenz, die Perserbrücke und das letzte Aufgebot von Defregger sind zwar auch sehr schön, aber leider nicht echt.

„Was heißt schon echt", fragte Willibald. Er nimmt seine Buntstifte und malt die Vase ab — ganz lebenswahr und genauso schlecht wie im Original. Aber die Eltern wollen seinen Witz nicht verstehen, sie finden nicht einmal Zeit, sein Kunstwerk zu würdigen, denn gerade streiten sie wieder einmal über den Standort der Vase. Er muß aus dem Zimmer, weil Kinder in solchen Fällen nicht dabei sein dürfen, aber er weiß trotzdem was vorgeht, denn man hört es über den ganzen Korridor, und nachdem das drei, vier Tage so gegangen ist, darf man getrost annehmen, daß auch die Nachbarn etwas merken.

Und eines Tages, sie haben ihn gerade wieder einmal fortgeschickt, macht Willibald die Wohnzimmertür einfach wieder auf. „Geh in die Küche!" sagte Mutter böse, aber er hört sie nicht. Er geht auf die Vase zu, nimmt sie in die Hände — oha, ist die schwer — und schmeißt sie mit Wucht auf den Boden. Erst gibt das einmal einen schauerlichen Krach, aber danach ist es um so ruhiger. Fast wie in der Kirche. Der Junge steht gelassen neben dem Tisch und erwartet seine Prügel. Es geschieht aber nichts. Vater geht wortlos hinaus, und Mutter beginnt die die Scherben aufzufegen. Aber als Vater abends nach Hause kommt, da bringt er zwei große Pakete mit. In dem einen sind Blumen, und die sind ja wohl für die Mutter bestimmt, aber in dem anderen . . . in dem anderen ist der große Elektrokasten, den sich Willibald brennend gewünscht hat. „Ich dachte", erklärte Vater dazu, „du seiest für solch kompliziertes Spielzeug noch zu klein. Aber dieses Bedenken ist hinfällig, nachdem du bewiesen hast, daß du in unserer Familie der einzig Erwachsene bist." –

Das Schwesterchen aus dem Trödlerladen

von Ernst Schnydrig

Ich denke, daß die Schwester auf mich gewartet hat. Eines guten Tages, als ich in Paris durch ein Seitengäßchen schlenderte, da sah ich sie im Schaufenster eines Trödlerladens und war auf den ersten Blick in sie verliebt.

Schleiertüte mit rundem Apfelgesicht, aufgeplusterter schwarzer Rock, tintenblaue Schürze mit einer Tasche links und einer Tasche rechts und beide so groß, daß man zur Not ein aufgelesenes Findelkind hätte hineinstecken können. Unverkennbar, es mußte sich um ein Schwesterchen aus der Familie des großen heiligen Vinzentius handeln, nur die haben so bäuerlich-gesunden Faltenwurf und Schürzentaschen, in denen man, je nach der Vorsehung des Tages, ein beträchtliches Bettelgut oder Findelkind nach Hause tragen kann.

Aber an Findelkinder dachte die Schwester jetzt nicht, sondern sie trug mit großer Sorgfalt ein Täß chen mit Unterteller. Und gerade das hatte gleich am Anfang meine Aufmerksamkeit so erregt, daß da eine Schwester mit vielseitigem Aufwand und in so eindrucksvoller Feierlichkeit bloß dazu da sei, um ein Täßchen mit Unterteller zu tragen. Denn es schien mir jetzt plötzlich, als hätte ich noch nie eine Schwester in so vornehmer Nützlichkeit gesehen.

Ich habe im Leben schon viele Schwestern gesehen und nie an ihrer Nützlichkeit gezweifelt. Freilich, hätte mich jemand gefragt, worin diese Nützlichkeit bestehe, dann wäre ich vielleicht sehr ungeschickt gewesen und hätte gesagt, die Nützlichkeit der Schwestern bestehe vor allem darin, daß sie „billiger" seien; denn viele Armleutehäuser müßten geschlossen werden, sehr viele Kinder, Krüppel, Waisen und alte Leutchen hätte keine Pflege mehr, gäbe es keine Schwestern, die wohl auch ein klein bißchen Geld bekommen, aber das Grundgehalt beim lieben Gott in Rechnung haben. Es ist also durchaus richtig, daß die Schwestern nützlich sind, weil sie um Gotteslohn arbeiten wollen.

Aber meine kleine Schwester im Schaufenster des Trödlerladens demonstrierte eine Nützlichkeit, die in keinen Rechnungsbüchern steht und die ich zu sehr vergessen hatte. Im Grunde genommen hatte ich eine Schwester noch gar nie so deutlich gesehen wie jetzt, da sie bloß zwei Spannen hoch war und keinerlei Geschäftigkeit betrieb, als mit Sorgfalt ein Täßchen zu tragen. Ihre Hände wachsen kostbar aus den weiten Ärmelnfalten an diese kleine Tasse; das rundliche Gesicht leuchtet darüber wie ein Laternchen, und unter dem schweren Rocksaum, so spürt man, wollen zwei Füße Schritte machen, um die Tasse und ihr Labsal durch lange, halbdunkle Gänge bis an ein Krankenbett zu tragen.

Ihre ganze Liebe ist in das Schälchen eingerührt, ihre Sorgfalt, das gute Wort, das sie sagen wird, und die Geduld vieler Jahre, die gelernt hat, daß Güte aus vielen kleinen Dingen besteht, die heilsam werden, wenn sie mit Liebe getan sind. Darum rührt sie mit so schwesterlicher Bedachtsamkeit bis auf den Grund der Tasse. Niemand kann so andächtig in einer Tasse rühren, der nicht schon tausendmal den Wunsch eines Schwerkranken abgehört hat und dann weggegangen und leise wieder zurückgekommen ist, ohne daß der Kranke das Knacken der Türklinke vernahm. Er öffnet die fiebrigen Augen, und die Schwester ist wieder da wie ein Engel, der keine Türen hat. Dann beugt sie sich, hält ihm die Tasse an die Lippe und stützt das Haupt. Nichts ist geändert an diesem uralten Zeremoniell, mit dem schon der Samaritan in der Wüste sich über den Hilflosen gebeugt, ihn gestützt und ihm geholfen hat. Und nichts soll und darf sich daran ändern; weil ein Kranker vielleicht zuerst das Messer, aber dann sehr schnell diese verschwiegene Liebe braucht, die ein gutes Gesicht zeigen will, ein Kissen schüttelt oder sorglich eine Tasse zuträgt.

Unsere Spitäler kommen gar nicht mehr aus den Baugerüsten, so viel will man jetzt vergrößern und erneuern; immer mehr Surren und Lichtsignal in den Gängen, um das Dienstpersonal zu jagen, immer mehr verchromtes Gestänge in den Operationssälen, um die Kranken bis an den letzten Knochen zu schneiden und zu schaben. Das muß gewiß alles sein, bis sie den Menschen wie einen Rucksack aus und einpacken können; aber wenn einmal der letzte Bazillus gejagt, der letzte Nerv gewickelt ist, so ist doch mit solchem Können jene andere, größere Kunst nicht ersetzt, daß ein gütiger Mensch mit vielen kleinen Diensten um ein Krankenbett ist mit uralten, schlichten menschlichen Gesten, die Trost bringen und darum heilsam sind.

Und dies ist die eigentliche Nützlichkeit der Schwester, daß sie ein Mensch ist, der viele Jahre beten will und sein Herz behütet, vielleicht nur, um auf gute Art eine Tasse an ein Krankenbett zu tragen; so lange muß man üben, bis der kleine Dienst am Menschen nicht mehr bloß ein Bedienen, sondern beseeltes herzwarmes Dienen sei. Und weil solches Dienen immer kostbarer wird in einer Zeit, die alle Wunder von der Rationalisierung erwartet, deshalb gehört eine Schwester nicht in einen Trödlerladen, selbst wenn sie bloß zwei Spannen groß ist. Ich habe das Figürchen mit nach Hause genommen, obwohl die alte Ladenmadame meine Liebe schamlos ausgenutzt hat und damit zusätzlich bewies, daß die Billigkeit nicht die eigentliche Nützlichkeit von Schwestern ist. –

Heimat aus Gottes Hand

Roman von Luis Trenker

Fortsetzung

Er nahm sie, betrachtete sie kurz und schob sie zugleich mit der Bestätigung in die Lade zurück.

„Ja, die Ev, das war ein lieber Mensch, sie war das schönste und reinste Mädchen, das ich mir hätte denken können. Ich denke noch oft an sie, sie wird wohl bald heiraten, da mancher Bauernsohn stolz und froh sein könnte, eine solche Frau auf seinen Hof führen zu dürfen."

In diesem Augenblick stieß jemand von außen die Tür auf.

Eine junge Frau, vielleicht ein Mädchen noch, es war schwer zu sagen, stand, dürftig nur bekleidet, auf der Schwelle. Sie hielt die rotgeblümte Bluse über der vollen Brust zusammen. Ihr Gesicht war schön, doch in einer so sinnlichen, fremden Art, daß Agnes erschauderte.

„Ach, ich störe wohl!" sagte sie mit leicht slawischem Akzent in ihrer Sprache, ohne die Zigarette aus dem Mund zu nehmen. „Ich hörte sprechen, da dachte ich . . ."

Lukas sprang auf: „Komm nur herein, Lilly. . . Es ist meine Mutter. Und dies ist Lilly. Lilly Stepanek, meine . . ." er zögerte, „meine gute Freundin!"

„Freundin?" Sie verzog ihr Gesicht zu einem Lächeln. „Freundin? Na, gut! Ich störe hier scheinbar."

„Schön, daß du es merkst!" sagte Lukas kurz.

Sie verneigte sich ein wenig gegen Agnes hin, mehr spottend als höflich, wandte sich rasch herum — wie ihr der dünne Rock um die Schenkel schlug — und ging.

Lukas schloß hinter ihr die Tür.

„Verzeiht, Mutter!"

Agnes war an das Fenster getreten.

„Mutter, verzeih! Ich . . ."

Da drehte sich Agnes herum. Lukas erinnerte sich kaum, daß er die Mutter jemals weinen gesehen hätte. Nun weinte sie richtige Tränen. und Lukas wußte nicht recht, was er sagen sollte. Er schämte sich furchtbar, am liebsten hätte er selbst geweint, doch er riß sich zusammen und sagte:

„Es ist ja nicht schlimm, Mutter." Er schlang seinen Arm um ihren Nacken. „Versteh mich doch. Die Arbeit, die Hast, heute da, morgen dort. Man gehört sich ja nicht mehr selbst. Zu dumm, daß sie gerade jetzt kommen mußte. Man lebt von der Hand in den Mund. Nur das Heute gilt. Und für das Heute ist dies not, Mutter!"

„Schweig jetzt, Lukas! Ich kann dir verzeihen. Doch es geht nicht um mich. Es geht um eine treue Liebende, Lukas. Ev liebt dich! Und wenn du ihr tausendmal klarzumachen suchst, es müsse alles zu Ende sein: sie liebt dich. Es ist freilich eine andere Liebe als diese Liebe für das Heute, wie du es nennst. Ev glaubt an dich, und es ist so furchtbar traurig. Die arme Ev!"

„So sag es ihr, Mutter". rief Lukas in wachsender Erregung, „sag ihr, daß alles zu Ende sein muß, sag ihr, ja, daß ich sie einfach nicht mehr liebe. Genau so ist es. Ja, erzähl ihr, Mutter, erzähl ihr alles! Du wirst das schon richtig machen. Es ist nicht nur Lilly, es ist eben alles anders geworden, ich weiß, die Ev versteht das nicht, die ist von Reinalt nie fortgekommen, aber ich bin in diesen Dingen . . ."

„Halt ein, rief die Mutter, mit Mühe sich fassend, „wohin verlierst du dich?"

Er riß die Lade aus dem Tisch, nahm die Photographie.

„Gib sie ihr zurück, Mutter. Sie könnte sonst meinen, ich mach' mir etwas daraus. Es muß Schluß sein, Schluß für immer."

Er blickte auf die Uhr. „Verdammt noch einmal, mein Zug! Ich muß meine Rede noch vorbereiten. Weiß der Teufel, wie ich zu diesem Thema komme: ‚Die Familie als Grundlage des Staatsaufbaues'! Ach was! Ich spreche einfach über ein anderes Thema, über den Streik. Das hängt ja auch mit der Familie zusammen. Und dieses Thema sitzt. Was sagst du Mutter? Du hast mich ja gehört. Das sitzt doch!"

Die Mutter stand schweigend und starrte hinaus in die Nacht. Über dem Walde stand hell das Dreigestirn des Orion. Agnes wußte in diesem Augenblick, daß sie auch diesen Sohn verloren hatte.

Lukas steckte einiges in seine Aktentasche.

Die Mutter wandte sich herum.

„Ich habe noch eine Frage an dich zu richten!" Ihre Stimme klang hart.

Lukas sah auf.

„Anselm soll abwandern, Heimat und Fioll aufgeben!"

„Ich weiß es. Es gilt für alle Deutschen südlich des Brenners."

„Ich wollte dich um deine Meinung fragen, Lukas. Doch es hat wohl keinen Sinn mehr, da so wenig dir die Heimat noch gilt!"

„Sag das nicht, Mutter! Ich kann ermessen, wie schwer es Anselm fällt, diesen Entschluß zu fassen."

„Auch wenn du auf dein Erbe verzichtet hast, Lukas, du bleibst doch für immer der älteste der Fiollersöhne, und ich will dein Wort hören."

Lukas zuckte die Achsel. „Es ist Befehl, Mutter."

„Ist das alles?"

„Ja, Mutter! Anselm muß gehorchen. Alle müssen gehorchen! Wohin kämen wir, wenn . . ." — Nicht Lukas war es mehr, der sprach. Es war der Redner oben auf dem hohen Pult, der sprach, wie er zu Tausenden sprach — „. . . wenn jeder nach seinem Gutdünken handeln würde. Was bedeutet unser kleines Land? Jetzt geht es um das Ganze. Vielleicht übersehen wir nicht alles. Das ist auch nicht nötig. Wenn es ums Ganze geht, gilt nur mehr eine Stimme, und der müssen wir alle gehorchen. Es wird Krieg geben. Und im Kriege gibt es nur eines: gehorchen. Ich werde binnen kurzem Soldat sein. Es geht diesmal um Entscheidendes."

„Es kommt darauf an, auf welcher Seite Gott steht, Lukas."

Lukas lachte, dann sagte er wohlwollend fast: „Tröste dich, Mutter, Gott, wenn es einen gibt, steht immer bei den stärkeren Divisionen!"

„Ihr habt alle Maßstäbe verloren. Den Begriff der Ehrfurcht und den Sinn für die Welt."

„Ich liebe mein Vaterland, das ist alles."

„Dein Vaterland ist doch Südtirol. Ich glaube, du verwechselst den Staat mit dem Vaterland. Wer aber den Staat zum Himmel erheben will, wird ihn zur Hölle machen."

„Mein Staat ist mein Vaterland, und das liebe ich, Mutter."

„Die schöne Tugend der Vaterlandsliebe, wenn du es schon so nennen willst, dient leider heute vielen Menschen nur zum Vorwand für manches, was sie besser unterlassen würden."

„Es gibt keinen Ausweg mehr für mich, Mutter. Ich glaube an die Zukunft."

„Es wird nicht Liebe, sondern Gewalt und Krieg gepredigt."

„Das ist nicht unsere Schuld, Mutter, die Gegner wollen es so, und es ist unsere Pflicht, die einmalige Chance, die das Schicksal uns gegeben hat, auszunutzen! Anselm muß gehen. Welche Rolle spielen ein paar Bauernhöfe, wenn es um die Macht der Welt geht. Auch Christoph, auf den du, als er noch ein Kind war, so große Stücke hieltest, würde so urteilen. Aber der lebt vielleicht gar nicht mehr. Seit er nach Amerika gegangen ist, hat er jedenfalls nicht nur uns, sondern auch die Heimat vergessen, und es scheint ihm nicht schwer gefallen zu sein. Du natürlich fühlst da anders."

„Genug, Lukas! Laß, bitte, Christoph aus dem Spiel!"

Agnes griff nach dem Mantel.

„Aber Mutter, ärgere dich nicht, übrigens geht dein Zug erst um sechs Uhr dreißig früh. Richte es dir hier möglichst bequem ein, du kannst hier gut schlafen . . ."

„Nein, hier nicht! Ich danke dir."

Lukas rief ihr über die Stiege nach:

„Du kannst doch nicht einfach so weggehen, Mutter, mitten in der Nacht . . ."

Doch sie hörte ihn nicht mehr.

XXV

ANSELM trug einen hellen, modischen Anzug, grau, mit dunklen Streifen, sehr vornehm, elegant, gewiß, doch ihm selbst durchaus ungewohnt. Die Hose war weit, viel zu weit. Bei jedem Schritt schlug sie um das Knie. Sie war am Fuße leicht aufgekrempelt. Eine scharf geschnittene Bügelfalte hatte sie.

„Für einen, der sein Leben lang nur eine loderne Hose getragen hat, ist das nicht leicht", dachte Anselm. Er vermißte den blauen Arbeitsschurz, dieses Ehrenstück jedes Bauern im Lande. Der dünne, fremde Rock schlotterte an seinen hageren Gliedern. Auf dem Kopfe trug er einen leichten, hellen Filzhut mit dunklem Band. Noch nie hatte Anselm so einen Hut getragen. Doch das gehörte sich nun wohl so. Aber das Seltsame war doch, was er da in den Händen hielt. Es waren seine harten, groben Arbeitshände — kein Zweifel! — voll Schrunden und Schrammen über und über. — „Gott sei Dank, daß es noch meine alten Hände sind!" dachte er. Doch was er in diesen Händen trug, paßte wenig zu ihnen: Einen feinen, schwarz polierten Stock mit einem Griff aus Elfenbein! Lächerlich, dieses Stöckchen! Aber das war nun sicher notwendig. Etwas mußte er ja schließlich in den Händen haben.

Er drehte das Stöckchen zwischen den Fingern und wirbelte es in der Luft, während er den Weg voran ging, an der Kapelle vorbei.

Er blickte an sich nieder. Diese viel zu weite Hose! Man mußte sich erst daran gewöhnen. Wenn er den Fuß hob, wurden die Schuhe sichtbar, bestes Boxkalf, schwarz, auf Glanz geputzt, die Sohlen Gummi. Er gehört sich selbst gar nicht gehen, als er die steinernen Stufen in den Anger emporstieg.

Sonst aber war alles wie gewöhnlich. Der Hahn krähte. Es ging zwar schon gegen Mittag. Aber das konnte man trotzdem gelten lassen. Die Hennen scharrten in der Sonne. Und da stand Fioll mit seiner hellgetünchten Hauswand. Die Fenster spiegelten im Lichte. Aber das Ganze sah etwas vernachlässigt aus. Der Putz war von der Wand gebröckelt. Die Steine der Mauer waren bloß.

„Höchste Zeit, daß dies einmal gerichtet wird", dachte Anselm, „und das Dach gehört neu gedeckt. Ich habe es schon voriges Jahr gesagt. Und wie es in der Scheune aussieht!"

Es waren auch Leute da, die sich irgendwie auf dem Hof zu schaffen machten. Aber es war kein rechter Ernst in ihrer Arbeit. Anselm wußte überhaupt nicht, was sie wollten. Noch nie hatte er diese Leute auf Fioll gesehen.

Einige standen auf dem Hof beisammen und gruben ein Loch. Doch ganz gewiß war dies nicht. Sie ließen es auch bald wieder sein, standen, die Arme über der Brust verschränkt, und sahen auf das Loch nieder, als müßten sie etwas überlegen. Andere gingen über den Anger und bückten sich zum Boden nieder. Sie sammelten etwas in ihre Schürzen. Doch die Schürzen blieben leer. Auch auf dem Grundacker sah er Männer stehen, zwei. Sie redeten heftig aufeinander ein. Es ging sehr lebhaft zu dabei. „Hier wird wohl etwas ausgehandelt!" dachte er.

Nun nahm sich Anselm den Mut zu fragen. Er stellte sich zu den beiden Männern hin, die mitten im Grundacker standen.

„Ich möchte etwas fragen", so begann er, „merkt denn hier niemand, daß der Acker noch nicht gepflügt ist? Es ist die höchste Zeit, daß jemand hier . . ."

Weiter kam er nicht, denn die beiden Männer fuhren so heftig aufeinander los, daß sie ihn gar nicht beachten konnten.

Er stieß sein Stöckchen in die Erde. Sie war trocken wie Zunder und ohne Kraft. Es wuchs ja auch schon das Unkraut in den Furchen.

„Wenn ihr nicht bald diesen Acker pflügt . . .", rief Anselm.

Die beiden drehten ihm den Rücken zu und schrien sich mit roten Köpfen etwas zu, was er nicht verstehen konnte.

„Hier komme ich nicht an", dachte er und tippte an seinen Filzhut, als Gruß sozusagen; denn er wollte nicht unhöflich sein.

Er wandte sich den Leuten im Anger zu. Drei Mädchen, nachlässig und unsauber gekleidet, zwei jüngere Männer, Knechte gewissermaßen. Sie stießen, während sie sich zu Boden bückten, die Mägde in die Seite und zwinkerten sich dabei zu, wie das so unter Männern üblich ist.

„Was sammelt ihr da?" fragte Anselm nicht unfreundlich.

Aber es kam wieder so, daß sie ihn gar nicht beachteten, er war einfach wie Luft. Die Mädchen schielten heimlich zu den Männern auf dem Grundacker hinüber. Der eine von den beiden war wohl der Bauer, den sie fürchten mußten.

„Seht ihr denn nicht, daß die Äpfel am Baum faulen, ihr Leute da!" rief Anselm erbost.

Lachen, Kichern! was sollte er machen?

Aber nun wollte er es ihnen zeigen. Er war schließlich doch der Fioller. Nein, so etwas, das war ja zum Lachen, und er sagte: „Ihr tut wohl nur so, als ob ihr arbeiten würdet, he?"

Auf diese Anschuldigung mußten sie ja etwas erwidern. Aber er irrte sich. Sie ließen sich nicht im mindesten stören.

So blieb ihm nichts anderes übrig, als zu den jungen Burschen hinzutreten — fünf waren es —, die noch immer um das Loch herumstanden, das sie mitten auf dem Hofplatz gegraben hatten.

Was wollt ihr da mit dem Loch?" fragte er und tippte wieder an den Rand seines Hutes.

Es war ihnen allem Anschein nach nicht unangenehm, gestört zu werden; denn sie wußten ohnedies vor lauter Langeweile nicht, was sie tun sollten. Aber sie blickten ihn wieder so merkwürdig an, als wäre er plötzlich durchsichtig geworden.

„Hier grabt ihr wohl vergeblich", sagte er und stieß die Spitze des rechten Schuhes gegen die aufgeworfene Erde.

Sie hoben die Köpfe und sagten etwas, was er nicht verstand. Doch plötzlich fiel ihm ein: Er hatte vielleicht zu leise gesprochen, und so wiederholte er, laut rufend und ganz nahe unter sie tretend:

„Ich möchte wissen, was ihr da grabt."

Einer von den dreien blickte ihn über die Schulter an und sagte nicht unfreundlich, aber in der anderen Sprache:

„Wir graben ein Loch!"

„Das seh' ich!" rief Anselm unwillig, „doch ich möchte wissen, wofür."

Der andere sah ihn nun von oben bis unten mitleidig fast an und antwortete:

„Wir sollen dieses Wappen dort vergraben und wissen nicht, ob das Loch nun tief genug ist!"

„Welches Wappen?" fuhr Anselm auf. Er spürte, wie ihm der Zorn zu Kopf stieg. Doch, vornehm, wie er nun war, zwang er sich sogleich, sich nichts davon merken zu lassen. Er wirbelte bloß sein Stöckchen.

Der andere wies mit dem Daumen hinter sich: „Das dort oben!"

„Das werdet ihr gefälligst bleibenlassen!" rief Anselm. Das Stöckchen pfiff. Doch die Männer scherten sich nicht darum.

„Das Wappen bleibt!" schrie Anselm und schlug den Stock durch die Luft. Nichts! Es war umsonst. Er mußte wohl anders mit den Leuten sprechen.

„Wißt ihr denn, wer ich bin, he? Ihr da und ihr im Anger dort und auf dem Grundacker, ihr? Ich bin Anselm Hellensteiner, Besitzer des Hauses Fioll . . .", schrie er laut, so laut er konnte.

Da lachten sie so laut und durchdringend, daß er davon erwachte. —

Der Schweiß stand ihm noch auf der Stirn. Das Herz pochte zum zerspringen. Ach, diese furchtbaren Träume!

Neben ihm schlief Trine. Ruhig ging ihr Atem. Ja, dieses Weib: Früher war er glücklich über ihre Ruhe gewesen. Gerne hatte er ihren Gehorsam und ihre magdliche Treue hingenommen.

Doch jetzt, da ihn das Schicksal so völlig aus der sicheren Bahn geworfen hatte, suchte er nach einer Hand, die er fassen konnte, wenn er zu fallen drohte. Nicht eine gehorchende Hand, eine helfende, führende Hand!

Wie ein Alpdruck lastete die Entscheidung auf seiner Brust. Es gab Stunden, in denen er fürchtete, den Verstand zu verlieren, er, Anselm, der Mensch, an dem alles klar und selbstverständlich war, er, der Inbegriff aller Nüchternheit!

Am furchtbarsten quälten ihn diese Träume. Was ihm das Leben den Tag über an Kraft der Einbildung verwehrte, warf es ihm nachts zu. Verzweifelt suchte er den grausamen Bildern zu

entfliehen. Wenn er die Augen schloß, drangen unheimliche Phantasien auf ihn ein, Spuckgestalten, nicht fremde, unbekannte Wesen, vielmehr Erscheinungen der Wirklichkeit, nur grotesk verändert, bis ins Schaurige verzerrt.

Stunde über Stunde lag er wach, da er Angst vor diesen Träumen hatte, und starrte mit weit aufgerissenen Augen zur Decke empor. Er zählte die dunklen Flecken der Äste an den hellen, zirbenen Tafeln, um von den marternden Gedanken loszukommen, und zählte doch nur, ohne es zu wollen, an ihnen sein Schicksal aus: gehen — bleiben — gehen . . .

Wenig hatte die Mutter bei Tisch gesprochen, als sie von ihrer Reise heimgekommen war, wenig für eine so weite Fahrt: „Man soll nicht einen Menschen um die Heimat fragen, der selbst keine Heimat mehr hat!" Dies war alles.

Anselm aber fragte schon lange nicht mehr.

Ein einziges Mal hatte er in dieser Zeit einen Menschen gefragt, damals in der Stube des Bergaterhofes. Schwer genug war ihm diese Frage geworden: „Geht Ihr, Bergater, oder bleibt Ihr?"

In der Mitte der Stube, aufrecht hatte der Alte gestanden, beide Hände fest in den ledernen Gurt gepreßt, als wären sie ihm gefesselt, die Beine in den Boden verspreizt, festen Stand suchend, alles an ihm eisenfest und sicher. So erschien er wenigstens Anselm in jener Stunde.

Nichts an dem klaren, offenen Bauerngesicht des alten Bergater verriet, was in seinem Herzen vorging. Er sprach, als spräche er vom Korn, vom Holz oder vom Wein. Und doch! Stand nicht auch er, wie alle im Lande, schon mehr auf der Straße als auf dem Hof daheim? Ließ nichts davon merken.

„Wenn es Zeit ist, Fioller, wirst du meine Antwort hören." —

Schon klebten die Anschläge an den Mauern, die den Termin und die Bestimmungen der Abwanderung dem Lande bekannt machten. Anselm konnte auf keinem Wege mehr zur Kirche gelangen, ohne daß ihm nicht irgendwo eines dieser Plakate in den Weg trat. Wenige Tage noch, dann mußte sich das Land entscheiden.

Mit den letzten trat Anselm in die Kirche. Er blieb unter dem Chore stehen, den Rücken an die Wand gelehnt. Nur keinem Menschen in das Antlitz sehen müssen!

Die Orgel brauste durch den Raum. Durch die geöffneten Fenster drang sie hinaus in das Land, das weitum wartend lag, stieg hinauf zum Gewölbe des Himmels, in das Ewige.

Die hellen Stimmen der Kinder fielen ein. So innig und voll der Freude klang ihr Lied, als wäre nirgends ein Leid in diesem Lande gewesen! Ach, die Kleinen! In ihrem kindlichen Jubel ahnten sie nicht, daß nun die Gemeinde das letztemal einmütig in der Kirche versammelt war; denn schon saß die Qual der Entscheidung und mit ihr das Gift der Zwietracht in den Herzen der Menschen.

Das kleine, unschuldvolle Lied ergriff Anselm. Wie im Traume zählte er die Häupter der Männer vor sich: zählte aus: Das trotzig erhobene Haupt des Schmiedes Ambosser! Gehen! Der in Demut gesenkte Scheitel des Bstoß: Bleiben! Der feurige Kopf des Krahuller: Gehen! Das sanfte Duldergesicht des Bauern von Emmaus: Bleiben! Der alte Royer: Bleiben! Dessen Söhne: Gehen! Der Rienzner drüben: Gehen! Der Rungger: Gehen! Der Solderer: Gehen! Der Trojer: Gehen! Es war zum Erschrecken.

„Und die Höfe? Die Höfe?" schrie es in ihm auf.

Der junge, noch nicht volljährige Trifoller war seinem Vater davongelaufen, hinaus über die Grenze, nun war der Alte allein, keine Nachricht, nichts. Und Anselm mochte hinschauen, wohin er wollte, überall nur Sorge, Grauen und Furcht standen in den Gesichtern der Frauen und Männer. Nur einige wenige blickten sehr zufrieden und froh in die Zukunft. Es waren die Burschen mit den Aktentaschen oder Leute, die nichts zu verlieren hatten, deren Höfe verwirtschaftet, verschuldet oder gar schon verkauft waren. Ja, die hatten es leichter. Aber er, Anselm, was sollte er tun?

Gehen, bleiben, gehen!

Wie würden die anderen wohl ihn, den Fioller, nehmen? Gehen, wenn sie seinen wilden Trotz sahen, bleiben, wenn sie dann dachten, wie schwer er um diesen Hof gekämpft hatte und was er ihm galt.

Aufrecht, wie ein Wetterbaum im Sturm, die breite, mächtige Gestalt des Bergater! Gehen! Bleiben? — Der Alte hatte noch nicht gesprochen.

Er wußte, daß ein Wort im Lande umging: „Wie der Bergater tut, so tun wir auch!"

Dieses Wort aber machte ihm den Weg noch schwerer. Noch immer wies er alle ungestümen Frager von sich:

„Wenn es Zeit ist, werdet ihr meine Antwort hören."

Der alte Pfarrer, Michael Perathoner, stieg auf die Kanzel. Wie lange er heute für die wenigen Stufen brauchte! Die Bauern hoben unruhig die Köpfe. Da die Stiege so tief lag, sahen sie nur seine zitternden Hände, die, fest an das Geländer geklammert, mühsam, Ruck für Ruck höher glitten, sahen, wie nun der schlohweiße Haarschopf des Alten über dem Kanzelgesims auftauchte.

Die Sonne brach schräg durch das Fenster, ein Bündel Licht fiel auf die Kanzel.

Das barocke Schnitzwerk des Kanzelstuhles leuchtete in Gold und Pupur. Lachend, scherzend, einander haschend sprangen die drallen, kräftigen Gestalten der Engel über die weißen und rosafarbenen Morgenwolken, die um die Kanzel schwangen, fingen einander, bliesen übermütig die runden Pausbacken auf und sangen aus Herzenslust. Welch ein Triumph der Freude, welch eine rauschende Hymne auf das Leben!

Auf der Kanzel stand die hagere, von der Not der Stunde tiefer noch gebeugte Gestalt des Pfarrers, das Gesicht wachsbleich und verfallen. So elend und hinfällig sah der alte Michel, wie ihn die Bauern nannnten, heute aus, daß sie fürchte-

ten, er würde diese Stunde nicht überstehen.

Als er zu sprechen begann, wurde es so still in der Kirche, daß man von den Fenstern herein den Wind in den hohen Pappeln rauschen hörte, die am Eingang des Freidhofes standen.

Der Rojener Pfarrer galt als ein guter Redner. In jungen Jahren war er einer der streitbarsten im Lande gewesen. Dreimal mußte ihm der alte Tischler Gutweniger das Kanzelgesims erneuern, so kraftvoll schlug sein Zorn darauf nieder, wenn es um Fragen des Glaubens ging. Der oberste der Engel aber, der aus dem Kanzelgestühl keck über den Rand gespäht hatte, mußte seinen Fürwitz teuer bezahlen. Der Pfarrer schlug ihm, als er eben über die Unmäßigkeit losdonnerte, das Köpfchen ab, und es rollte — welch eine Fügung — gerade vor die Füße des Mutzen hin, dieses unverbesserlichen Trunkenboldes, den der Pfarrer vor allen anderen mit seinen Worten gemeint hatte. Seither blieb der Engel mit seinem aufgeleimten Köpfchen ein mahnendes Zeichen allen verstockten Sündern, die glaubten, der Pfarrer wüßte nicht, wie es um ihr Herz stünde. Gerne pflegte er während der Predigt, besonders wenn sanftere Stellen im Texte waren, das verwundete Hälschen des Engels zu streicheln, als müsse er ihm den Schmerz seiner Wunde damit lindern. Heute vergaß er selbst dieses.

Die Bauern liebten ihren Pfarrer, wenn er in heiligem Eifer die Faust auf das Gesims der Kanzel schlug. Denn so ein Gewitter, das von der Kanzel auf sie niederzuckte, machte den Himmel wieder klar.

Doch heute sprach der Alte anders. Kein Gewitter mehr, ein stiller, ruhiger Abend war in seiner Stimme, das Dunkel zog herauf, die ersten Sterne leuchteten am Himmel.

Die Stimme des Pfarrers klang schwer von verhaltenem Leid, sanftmütig, voll Ergebung sprach er. Das ging den Bauern nicht ein; denn das Fluchen stand ihnen in diesen Tagen näher als ein demütiges Sich-Ergeben.

Keiner von denen, die da in der Kirche waren, erwartete, daß ihnen der Pfarrer Antwort geben würde auf jene Frage, die ihnen auf der Seele brannte. Es war nicht seine Art, von Dingen zu reden, die nicht Gottes Werke, sondern Sache der Menschen waren, allzusehr Sache der Menschen. Er verachtete nicht das weltliche Regiment, doch er sah strenge darauf, daß es außerhalb des frommen Bezirkes blieb, den er sich bewahrt hatte.

Doch er wollte der Gemeinde helfen und wählte ein Wort der Schrift, das ihm für diese Stunde das Beste zu sein schien: „Herr, nicht mein Wille geschehe, sondern der Deine!"

Die Bauern hörten es wohl. Welch ein Wort in dieser Stunde, dachten sie.

Bitter war es, zweischneidig und hart, denn wer sagte ihnen, welches der Wille des Herrn sei?

Der Pfarrer fand keine Worte darauf. Er wollte wohl auch keine finden! Daß er sagte, wie es nun einmal käme, müsse man es tragen — Michel, das war keine Antwort! Es „kam" ja nicht! Bei jedem selbst lag die Entscheidung! Bleiben? war dies der Wille des Herrn — oder gehen, dies? Zwiespältig blieb das Wort und ohne Trost.

Die Bauern waren unzufrieden. Ja, so weit war es nun gekommen. Bis in das Wort Gottes hinein sprang der Zweifel.

Der Alte auf der Kanzel spürte wohl, daß das Wort, mit welchem er helfen wollte,die Qual der Herzen nur vermehrte. Oh, er kannte seine Bauern, Gesicht für Gesicht, wie sie da, halb zürnend, halb folgsam, zu ihm emporsahen. Eins im Herzen war er mit ihnen, seinen Bauern, geworden. Er wußte auch, was jene meinten, die trotzigsten von ihnen, die jetzt ihr Gesicht abwandten und zur Seite blickten. Doch wenn ihm anch ihre Augen ferne waren, die Ohren blieben trotzdem bei ihm, dem alten Michel.

Etwa war es doch nicht so unrecht von ihm, dieses Wort zu wählen? War es nicht oft schon geschehen ,daß die Bauern ihren Pfarrer erst lange nach der Predigt verstanden hatten? Wir Menschen sehen nur nicht weit genug, meinte er, wir begreifen im Unglück des Tages nicht, was Gott mit diesem Jahre will. Es ist alles ganz anders, als wir es meinen. Die Macht Gottes kann es dulden, daß dieSeinen eine Weile unter dem Schatten der Not und des Todes stehen, doch wird er keines seiner Kinder vergessen. In der Not der Erniedrigung aber bleibt uns nichts anderes mehr, als den Vater im Himmel anzurufen und auf ihn zu vertrauen. Wir wissen, daß auch die Jahre der Not Gottes Jahre sind, so wie es jene des Lebens sind. „Herr, Dein Wille geschehe", hebt die Augen zu ihm auf, von dem allein Hilfe kommen kann aus tiefster Bedrängnis.

Doch plötzlich hielt der Pfarrer inne. Alle ahnten, daß nun sein letztes Wort käme. Die Köpfe, selbst die unwilligsten, wandten sich ihm zu. Alle Augen hingen an seinen Lippen, atemlos harrten die Menschen. Der Alte kannte diese Augenblicke, so selten sie auch waren, in denen es schien, als wäre sein Atem in aller Brust, als schlüge sein Pulsschlag in ihren Herzen. Aber noch nie war der Alte so eins mit seiner Gemeinde gewesen wie in jenem Augenblick, da er das Wort sprach:

„Ich gelobe hiermit, von hier nicht fortzugehen, solange noch ein einziger Bauer unserer Gemeinde in Rainalt bleibt. Der Hirte bleibt bei seiner Herde. Wenn die Herde im Begriff ist, sich zu verlieren und dem Verderben entgegenzugehen, so muß der Hirte sie mit aller Kraft daran zu hindern versuchen.

Ich werde erst gehen, nachdem der letzte Bauer Rainalt verlassen hat. Gott gebe, daß diese Stunde nie kommen möge. Und eines noch möchte ich raten: Entscheidet nicht nach materiellen Rücksichten, sondern gehorcht der Stimme eures Gewissens!"

Es war eine deutliche Antwort auf die Frage ihres Herzens, es war in dieser Stunde mehr: ein Einssein in höchster Not.

Die Männer blickten stumm, als hätten sie auf dieses Wort gewartet. Die Weiber schluchzten laut.

Der Bergater aber blickte zum Pfarrer auf und nickte ihm zu, um ihm für alle zu danken. —

So ging das Land in seine schwerste Stunde.

Doch es gab viele im Dorf, die noch schwiegen; denn sie wollten mit ihrer Antwort noch warten, bis der eine, der alte Bergater, gesprochen hatte.

Die Nachbarn traten in der großen Stube des Bergatehofes zusammen, auch Anselm, der Fioller, war unter ihnen, und warteten, daß der Alte käme und zu ihnen spräche.

Es wurde Nacht, bis er aus seiner Kammer herabgestiegen kam in die Stube. Sie hörten seine Schritte und zählten sie. Sie wußten wohl, daß ihm noch kein Gang so schwer geworden war wie dieser.

Nun stand er in der Tür, aufrecht, das Urbild des Bauern in den Bergen von Tirol.

Obwohl es ein Arbeitstag war wie jeder andere, trug er in dieser Stunde die Feiertracht des Dorfes, die dunkle Bundhose, den breiten Gurt, die weißen Strümpfe, das rote Wams, den lodernen Rock.

Seine hellen, durchdringenden Augen gingen ruhig von einem zum andern.

Totenstill war es in der Stube. Nur die Uhr an der Wand schlug ehern die Zeit.

Der alte Bergater bot jedem die Hand zum Gruß.

„Es sind viele, die auf mich warten", sprach er und konnte lächeln, so eins war er nun mit sich selbst geworden.

Er richtete sich auf: „Nachbarn", sprach er, „Ihr wollt meine Antwort hören. So sage ich euch. Geht!"

Und als einige Männer, unschlüssig noch, zu ihm aufsahen, fügte er bei:
„Auch der Bergater geht!"

Früher als die anderen, am nächsten Morgen schon, ging er, der alte Bergater.

Den Hof, dies erfuhren die Nachbarn erst später, hatte er am Tage zuvor seinem Sohne übergeben mit dem Auftrag, erst zu gehen, wenn der Befehl dazu käme.

Ihn selbst aber, den alten Bergater, fanden sie in der Thinnebachschlucht, ein Stück oberhalb Klausen, dort, wo ein smalen Steg über dem Bach die Porphyrwände verbindet.

Er lag unten, das Gesicht am Boden, auf den Steinen, sein Blut färbte den roten Fels noch röter. Man hatte ihn heimgetragen, und nun lag er im Bergaterhof, bis man ihn auf dem Friedhof von Rainalt begraben würde. So hatte er sich zu beiden entschieden: zu gehen und zu bleiben. Die Bozener Tageszeitung lehnte jede Bekanntmachung der Umstände, unter denen Bergater gestorben war, ab. Ebenso lehnte ihr Verwalter die Annahme einer Anzeige wegen angeblichen Platzmangels ab, in welcher die Zeiten der Seelenmesse für den Verstorbenen angegeben waren.

An diesem Abend, dem letzten vor der Entscheidung, stieg Anselm die Stufen des Turmes hinan. Wie oft hatte er in diesen qualvollen Wochen diesen Gang zur Mutter bedacht. Doch immer hatte er gezögert. Nun aber war es Zeit.

Er öffnete die Tür. Seine Hand blieb auf der Klinke liegen als Zeichen, daß er, was zu tun war, kurz tun wollte.

Agnes hatte gebetet. Über ihren Augen lag ein stiller Glanz. Mit dem Zeichen des Kreuzes erhob sie sich und trat ihrem Sohn gegenüber.

„Nicht zu fragen komme ich, Mutter!" sagte Anselm.

Ernst sah er aus, als wären ihm die Tage zu Jahren geworden. Mehr denn je glich er in dieser Stunde dem Vater.

„Ihr habt mir den Hof übergeben, Mutter. Ihr sollt meinen Entschluß erfahren."

Tief holte er Atem. „Mutter, ich werde gehen!"

Agnes hörte, wie schwer er dieses Wort, das schwerste seines Lebens, sprach. Alles, was sie jemals von diesem Sohn getrennt hatte, versank ins Wesenlose. Nichts war mehr als die Mutter und vor ihr der Sohn.

Ein Wort des Trostes wollte sie sagen.

„Wir sind nicht allein, Anselm. Es gehen viele!"

Da antwortete er: „Auch der alte Bergater ging."

Wie ein Schlag durchfuhr es Agnes.

„Nein. Anselm! Es ist das erste Mal, daß ich, daß niemand im Dorf den Willen des alten Bergater teilen kann. Er befahl uns zu gehen, doch er ging nicht. Er wich der Entscheidung aus. Er floh in den Tod . . ."

„Er weiß nichts mehr von allem, Mutter!"

„Anselm!" mit zwingendem Blick riß ihn die Mutter aus seiner müden Verzweiflung empor.

„Christoph habe ich verloren durch meine eigene Schuld. Lukas ist ein anderer geworden. Er gehört mir nicht mehr. Dich, Anselm, habe ich allein noch, du . . ."

Wie von Sinnen war sie! Sie griff nach seiner Hand, führte ihn hin zum Bilde des Gekreuzigten: „Beim Herrgott, schwöre es, Anselm! Sprich mir nach das Wort: Als ein christgewordener Mensch werde ich dieses Leben, das ich von Gott aus der Mutter Schoß empfangen habe, nie mit freien Willen von mir geben. Nie. Ich will leben für dich, mein Heiland, für mein Weib, meine Kinder!"

Gehorsam sprach Anselm nach, was die Mutter befahl, und schwur: „. . . Ich will leben für dich, mein Heiland, für mein Weib, meine Kinder!" Und noch: „Leben für dich, meine Mutter!"

Anselm, der stolze Fioller, fiel nieder auf das Knie und barg sein Haupt in ihrem Schoß und weinte. Niemand hat es gesehen. Niemand hat je davon erfahren.

Doch Agnes fühlte, wie sie im Schmerz dieser Stunde eins wurde mit ihrem Sohn, der nun doch noch jemand gefunden hatte, der ihm Rat und Hilfe spendete in diesen Stunden der Not.

Wie ein Meer, unergründlich und tief, ist das Herz einer Mutter. Tosend stürzen die Bäche des Schmerzes hinein, die schweren, trägen Flüsse der Sorge kommen gezogen, die gewaltigen Ströme des nimmer endenden Leides. Sie alle münden in dies eine, einzige Herz. Und alle nimmt es auf und trägt sie hin und führt sie hinaus über Zeit und Raum in den Frieden, denn in ihrem Herzen ist das Wunder der Liebe, in dessen Namen sie lebt und ist.

XXVI

In dieser Nacht, der letzten, in der das Land noch eins war, schloß niemand die Augen. In den Stuben knieten die Bauern vor dem Bilde des Gekreuzigten und beteten voll Inbrunst. Auferstanden war das Wort vor ihrem Herzen wieder, das ihnen der Pfarrer mitgegeben hatte, daß es sie führe durch alle Not: „Herr, nicht mein Wille geschehe, sondern der Deine!" Nicht mehr zwiespältig erschien es ihnen im nächtlichen Gebete, vielmehr hilfreich und tröstend; denn wohin sie auch das Schicksal treiben mochte, der Herrgott blieb bei ihnen. Wenn sie in seinem Willen lebten, wurde selbst die schwerste Not gering. —

Andere lachten über den Pfarrer und dessen Worte, hatten ihren Christus schon längst von der Wand heruntergeholt und beim Trödler verkauft. „Es kommen andere Zeiten", sagten sie, „wir brauchen keinen Herrgott mehr."

Agnes saß wach in ihrer Kammer. Ihre Gedanken gingen die Zeit zurück. Sie sah den Fioller wieder, wie er ihr das erstemal, da sie als junge Braut über das Joch kam, den Hof gezeigt hatte: „Das Haus", sagte er in seiner kargen Art. „Der Turm", er konnte nicht sprechen darüben, „der Stall." Mit diesen Worten hatte er sie geführt, „der Anger", geführt durch das Reich eines Bauern. „Der Grundacker, die lange Wiese, das Oberfeld", welch ein Reich! „Die Halde, der Lärchenwald! Wahrhaft ein Reich, dieses Fioll! Jahrhundertelang stand es: ein freier Hof in freiem Land. Nicht ein einzigesmal hatte Fioll fremder Hilfe bedurft, um zu bestehen. Aus eigener Kraft hatte es jede Not überwunden.

Und nun stand Anstelm, der letzte der Fioller, vor ihr und sprach dieses eine, schicksalsschwere Wort: „Mutter, ich gehe!"

Eng wurde es Agnes ums Herz. Sie trat an das Fenster und öffnete weit die Flügel.

Von den Wiesen her drang das heimliche Zirpen der Zikaden. Wie der geheimnisvolle Urlaut des Landes klang es durch die Nacht.

Ruhig standen die Sterne am Himmel. Zogen sie nicht in die Fremde, die ewigen Hüter des Göttlichen, die tröstenden Sterne? Die Berge blieben. Wie arm ein Leben ohne sie! Wie klein und niedrig würde wohl alles werden!

Schritte über den Hof!

Jemand pochte an das Tor. Agnes beugte sich aus dem Fenster. Doch sie konnte niemand erkennen. Sie hörte nur, wie Anselm öffnete und mit jemandem sprach.

Dann ging einer hastigen Schrittes wieder den Weg über den Anger zurück.

Und wieder Schweigen!

„Eine alte müde Frau", dachte Agnes, „was quäle ich mich? Ist es wirklich Fioll, an dem mein Herz hängt? Anselm, ja! Christoph — wie nahe ist er mir, trotzdem ich ihn verloren habe. Und Lukas. Haben sie nicht einen guten Teil dieses Herzens mitgenommen in die Fremde? Ist nicht überall ein Fioll, wo die Liebe Wurzeln schlägt? Wenn ich nur die Menschen um mich fühlen kann, für die ich lebe, wo immer es auch sein mag!"

Nun, so spät es auch schon war, Mitternacht vorbei, hörte Agnes, wie jemand zum Turm herüberkam.

Diese schweren Schritte! Anselm war es, kein Zweifel! Niemand trat so schwer über die steinernen Stufen wie er.

„Mutter, ein Telegramm ist gekommen!" Er hielt das Blatt in der Hand. Die Hand zitterte. „Ich verstehe es nicht. Du weißt, ich bin nicht ganz sicher in der Sprache der anderen, und außerdem . . . seltsam genug ist es!"

Agnes nahm und las.

„An Anselm Hellensteiner, Besitzer des Hauses Fioll am Rojenberg."

Wie anders das alte, ehrwürdige Wort in der fremden Sprache klang.

Ein Advokat, Giovanni Drigo, depeschierte aus Genua: „Im Auftrage meines Klienten, Christoph Hellensteiners, zur Zeit in Genua, Hotel Miramare, benachrichtige ich Sie, daß mein Klient für den Fall Ihrer Option wünscht, daß der seinem Pflichtanteil entsprechende Betrag der Ablösungssumme hypothekarisch auf dem Hofe sichergestellt bleibt, unbeschadet, in welche Hände der Besitz übergeht."

„Christoph!" rief Agnes freudig erschrocken. Die Zeilen verwirrten sich vor ihrem Blick. „Er ist da! Christoph! Die erste Nachricht seit vielen Jahren!"

Sie las den Text noch einmal und wieder. Doch sie überdachte ihn kaum, denn mächtiger schlug ihr das Herz: Christoph!"

Mühsam nur zwang sich Agnes zur Ruhe.

„Verstehst du, Anselm: Christoph ist da!"

Wie erlösend klang es aus ihrem gequälten Herzen.

„Ich verstehe, Mutter", sagte Anselm nüchtern, „nun, da ist es um den Hof geht, ist Christoph da."

„Einerlei, weshalb, Anselm! Ist es nicht ein Glück allein schon, daß er lebt, daß er wieder hier ist, daß . . ."

„Weshalb schwieg er all die Jahre her?" rief Anselm hart in ihre Worte, „und jetzt, mit einem Male kann er sprechen. Er hat ja drüben in Amerika gelernt, wie man sich in solchen Fällen benimmt. Er muß vornehm geworden sein, er läßt einen Advokaten für sich sprechen."

„Höhne nicht, Anselm! Mir gilt allein, daß er lebt, daß ich von ihm weiß. Ach, ich muß zu ihm, verstehst du, Anselm?"

„Du fährst zu ihm und eilst ihm mit offenen Armen entgegen. Und er? Er schickt dir womöglich diesen — wie heißt er? — Giovanni Drigo. Hast du denn vergessen, was geschehen ist?"

„Ja, Anselm, ich habe vergessen!"

„Christoph nicht, Mutter! Im Haß ist er geschieden, im Haß blieb er all die Jahre! Nur eines will er noch von uns: Geld!"

(Fortsetzung folgt)

Bursen für Priesterstudenten

Nun sind wir wieder im Advent, im Harren auf den Tag, da der ewige Gott uns beschenkt hat mit dem Fleischgewordenen, unserer Erlösung. Gnade über Gnade kommt durch Ihn uns zu. Gnade, damit sie uns heilige, Gnade, die wir, als Glieder der apostolischen Kirche, weiterleiten müssen an andere, damit eine Herde werde und ein Hirt, damit allen Völkern zugetragen werde das Licht des Heiles. Unsere Priester sind jene, denen der Heiland das Lichttragen in die Welt aufgetragen hat. Die Laien jedoch sollen ihnen betend und opfernd zur Seite stehen. Hier, im Werk der Priesterstudenten Bursen, ist jedem Gelegenheit geboten, sein Gebet und sein Schärflein zur Erziehung armer Priesterstudenten beizufügen. Gedenken wir unserer Priesterhilfswerke, unterstützen wir sie.

Fatima Burse

Bisher eingenommen:	$6,747.22
Mrs. K. Runzer, Spring Valley, Sask.	1.00
Mrs. Therese Pfefferle, Saskatoon, Sask.	6.00
Ein Freund, Cosine, Sask.	2.00
Mr. & Mrs. W. Stang, Macklin, Sask.	10.00
John Dewald, Macklin, Sask.	3.00
John Rist, Sr.. Kendal. Sask,	3.00
	$6,772.22

★

St. Karl Burse

Bisher eingenommen:	$1,607.87
Mrs. Katherine Stein, Richmound, Sask.	3.00
Ein Leser, Odessa, Sas.	5.00
J. A. Haager, Chamberlain, Sask.	5.00
Anna Klentz, Woodstock, Ont.	2.00
Frank Grad, Regina, Sask.	2.00
	$1,624.87

Bitte senden Sie Ihre Gaben **The Marian Press** Box 249, Battleford, Sask.

Bücherbesprechungen

Ernst Claes — „Die Mutter und die drei Soldaten" (Aus dem Flämmischen übertragen von Karl Jacobs.) Oktav, 56 Seiten. Pappband 3.80 DM
Diese schlichte Erzählung berichtet von einer Frau, die auch den Soldaten des Feindes zur Mutter wurde — obwohl der Krieg ihr zu leiden gab, was Kriege den Müttern antun. Ihre eigenen Söhne mußte sie ziehen lassen in einen Krieg, den sie nicht begreift, und drei Soldaten aus Feindesland muß sie aufnehmen. Bald schon brauchen diese jungen heimatlosen Männer diese Mutter. Vielleicht, so denkt sie, haben ihre eigenen Kinder in der Ferne auch eine solche Frau gefunden, die ihnen den Hunger stillt und die Wunden heilt.

Verlag der Weißen Väter, Frankfurt a. Main, Germany
Pater Gypkens — „Es fiel mir auf", 120 Seiten, 24 Bildtafeln, 16×24, Leinwand 5.— DM
Rund um die Welt führt uns der Weiße Vater Pater Gypkens in seinem Kurzbericht einer Weltreise, dem er den Titel gab:„**Es fiel mir auf.**" Schmissig und kurzweilig erzählt er von Amerika, Hawaii, Japan, den Philippinen, Hongkong, Indien, Pakistan und — Europa. Was ihm auffiel, ist erstanlicherweise das Tiefgründige, nicht das Oberflächliche von Land und Leuten. So ergibt sic hein Weltbild, das mit dem paulinischen Seufzen und Heimweh aller Kreatur zusammenstimmt und das missionarische Bemühen der Kirche „bis an die Grenzen der Erde" anschaulich rechtfertigt.

Verlagsanstalt Tyrolia, Inssbruck, Austria
Otto Goldmann — „Die Stunde der Entscheidung."
Helden im Gottesreich. 432 Seiten, mit vielen Bildern, Leinen.
Mit diesem Buch hat ein erfahrener Jugendbildner ein Werk geschaffen, das vielen jungen Menschen zur Festigung ihres Weltbildes dienen wird. Jeder junge Mensch sucht ja Leitbilder zur Bewältigung seiner Lebensfragen — und in ihnen vor allem den Augenblick, jene Situation, in der solche beispielhafte Menschen „sich selbst besiegten." „Die Stunde der Entscheidung" ist eine Sammlung von Lebensbildern katholischer Heiliger und anderer großer Menschen, in deren Leben, gleichsam in einem Punkt faßbar, die alte Wahrheit aufleuchtet, daß das Große, Edle und Gute in der Welt in einer kleinen Tat, einem ernsten Entschluß und der beharrlichen Verfolgung dieses Zieles begründet liegt. Auch die äußerst spannende Darstellung wird dem Buch rasch den Weg zur Jugend öffnen.

J. B. Lass — „Die Erscheinungen Unserer Lieben Frau in Banneux" Verehrung und Gnadenerweise. Nach authentischen Dokumenten dargestellt. 260 Seiten mit 16 Kunstdruckbildern, kart. öS 56.00; DM 9.50; sfr. 9.50
„Ich bin die Jungfrau der Armen", das war das Wort, mit dem die Gottesmutter am 19. 1. 1933 einem belgischen Grubenarbeiterkind erschien. Damit hatte sie sich über Lourdes und Fatima hinaus zum erstenmal ausdrücklich als jene bezeichnet, die für die Vergessenen und von der Welt Verachteten da ist. Noch vor dem zweiten Weltkrieg hat sich Maria die „Jungfrau der Armen genannt. Inzwischen ist es uns erst so recht zum Bewußtsein gekommen, daß wir in einer armen Zeit leben: arm an höheren Werten und auch arm an menschlicher Liebe, weil Gott so wenig geliebt wird. Aber gerade diese Armut will die Gottesmutter von Banneux durchdringen und die Herzen öffnen für die unermeßlichen Reichtümer der himmlischen Welt. Auf welche Weise sie das will und wie die Menschen den Anruf der „Jungfrau der Armen" aufgenommen haben, wird in diesem Buch im Blick auf die Geschichte des belgischen Wallfahrtsortes dargestellt.